Band 868 ● 2.20 DM

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Toten-Krypta

Band 868 ● 2.20 DM

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 270





Die Toten-Krypta

John Sinclair Nr. 868

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 21.02.1995

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Die Toten-Krypta

Ich schaute in das menschenleere Zimmer und wußte sofort, daß etwas nicht stimmte.

Ich ging einen Schritt in den Raum hinein. Es änderte sich nichts, das Zimmer blieb leer. Von Emily, der Insassin, keine Spur. Da ich das Zimmer kannte, kümmerte ich mich auch nicht um die Einrichtung, sondern ging sofort auf die schmale Tür zum Bad zu, die ich aufzog in der Hoffnung, das Mädchen dort zu finden.

Auch hier war nichts zu sehen.

Nur die nackten, graugrün gestrichenen Wände, die Toilette, die Dusche und diese nach Schimmel riechende Feuchtigkeit, die in mir einen leichten Widerwillen hochsteigen ließ.

Es war vorbei, ich hatte zu lange gezögert und war dafür bestraft worden…

Emily hatte den Raum verlassen. Einen verschlossenen Raum, wohlgemerkt, wobei ich ihr mittlerweile alles zutraute. Ich ahnte viel, aber ich konnte nichts beweisen.
Emily war zwar erst sechzehn, aber sie war gefährlich und dämonisch zugleich, eine verdammt brisante Mischung. Und dieses Mädchen war untergebracht in einer Nervenklinik, wegen Doppelmordes an ihren Eltern. Diese Tat mußte die Ursache für noch ganz andere, unerklärliche Vorgänge gewesen sein, die ich zunächst einmal aus meinem Gedächtnis verdrängt hatte, denn mir kam es darauf an, Emily zu finden.
Ich verließ das schmale Bad. Im Zimmer überprüfte ich das Fenster. Da gab es eigentlich auch nichts zu überprüfen, denn es hatte keinen Griff, und die Scheibe erinnerte mich in ihrer Dicke an Panzerglas. Mit den Fäusten war sie nicht zu durchschlagen. Da mußte jemand schon mit härteren Gegenständen kommen.
Es sah nicht nur nicht gut aus, es kam mir auch so vor, als hätte mich die Person geleimt wie selten jemand.
Dementsprechend mies war meine Laune.
Die heiße Julisonne hatte sich auf den Rückweg gemacht. Sie stand schon tief und blendete mich.
Die Bäume des parkähnlichen Gartens warfen Schatten, die bizarren Geistern ähnelten.
»Was machen Sie denn hier?« Die Stimme klang scharf wie ein Peitschenknall. Sie sorgte dafür, daß ich herumfuhr und in das Gesicht einer mir fremden Frau starrte, die ich aber vom Wesen her irgendwie kannte.
Die Frau sah streng aus, trug eine weiße Bluse und einen engen schwarzen Rock dazu. Das Haar war kurz geschnitten. Der dunkelrote Lippenstift paßte nicht zu ihrer blassen Gesichtsfarbe. Die Augen hatten einen wütenden Ausdruck bekommen.
»Haben Sie mich nicht verstanden?«
»Doch.«
»Also, was suchen Sie hier?«
»Emily.«
»Warum?«
»Ich will Sie sprechen.«
Jetzt grinste sie. Ja, es war ein Grinsen und kein Lächeln, und es sah verdammt hinterlistig aus.
»Hören Sie zu, Monsieur, ob jemand Emily sprechen darf oder kann, das bestimmen nicht Sie, sondern ich. Außerdem«, sie holte Luft, »wie sind Sie überhaupt in die Klinik hereingekommen?«
Das Verhalten dieser Tante gefiel mir überhaupt nicht. Es machte mich leicht aggressiv, und dies wiederum artete bei mir in Spott aus. »Wenn Sie es genau wissen wollen, durch die Tür. Und bevor Sie

weiter fragen, ich bin kein Einbrecher.«

Sie fragte nicht weiter, das konnte sie nicht, denn sie schnappte nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Einen derartigen Widerspruch hatte sie wohl lange nicht erlebt, und ich setzte noch einen kleinen Berg darauf. »Außerdem möchte ich mit Emily sprechen. Wenn Sie wissen, wo sie sich befindet, bringen Sie mich bitte zu ihr. Das ist alles, was ich will.«

Sie fauchte mich an. Auf ihrer Wangenhaut tanzten Flecken. »Ich werde Sie festnehmen lassen. Sie sind hier eingedrungen wie ein Verbrecher. Ich habe das Recht…«

»Sie haben gar nichts. Wenn jemand irgendein Recht hier hat, dann ist es Doktor Prudomme.«

Die Nennung seines Namens hatte diese Person ein wenig umgänglicher werden lassen. »Ach - Sie kennen unseren Doktor hier?«

»Wer hat mich hier wohl reingelassen?«

»Dann waren Sie verabredet.«

»Es wird Ihnen entgangen sein, Madame, daß ich schon einmal hier in diesem Zimmer gewesen bin und auch mit Emily geredet habe. Und falls Sie mich noch mehr fragen wollen, kann ich Ihnen schon jetzt sagen, daß ich Engländer bin, zugleich Polizist und mich im Dienst befinde. Ist das alles genehm, Madame?«

»Ja, das ist es.«

»Dann bringen Sie mich zu Emily, falls Sie wissen, wo sie sich befindet, Madame.«

»Ich heiße Claire.«

»Sie können mich John Sinclair nennen.«

»Dann erlauben Sie auch, daß ich bei Doktor Prudomme eine entsprechende Rückfrage halte?«

»Wie Sie wollen.«

Sie verließ vor mir den Raum und ging bis zu einem Wandtelefon. Da blieb sie stehen, nahm den Hörer ab und mußte nur eine Nummer auf der Wählscheibe drehen.

Ich wollte sie nicht noch nervöser machen und schwieg. Dabei hoffte ich, daß mir nicht die Zeit unter den Fingern wegrann und ich Wichtiges versäumte.

Es war sogar möglich, daß ich schon einiges versäumt hatte, denn wenn jemand in diesem teuflischen und undurchsichtigen Spiel die Fäden zog, dann war es Emily.

Wer war sie?

Ich wußte nicht viel von ihr. Sie hatte ihre Eltern mit einer Gartenschere getötet und war in diese Anstalt eingeliefert worden. Hier hatte sie sich ihr eigenes Reich eingerichtet und schien sich sogar wohl zu fühlen. Zudem war es ihr gelungen, mit Zebulon, dem Schattenkrieger, Kontakt aufzunehmen, einer mystischen und

mythischen Gestalt, die ich zu meinen Freunden zählte.

Das war nicht alles.

Dieses Mädchen verfügte über Eigenschaften, die man als unerklärlich oder wahnsinnig beschreiben konnte. Emily war eine Person, die unter einem dämonischen Einfluß stand. Ihre Fähigkeiten, Menschen zu zerstören, aber auch herzustellen, waren kaum zu begreifen, doch ich hatte es selbst erlebt, wie mir auf dem Weg zum Haus plötzlich Shao gegenübergestanden hatte, um mich mit einem Metzgerbeil in Stücke zu hauen. Es war ihr nicht gelungen, aber auch ich hatte sie nicht vernichten können. Vor meinen Augen war sie stückweise verschwunden. Aus dem Unsichtbaren hervor hatte man sie zerschlagen, und die einzelnen Teile hatten sich einfach aufgelöst.

Sie war nicht die erste gewesen, bei der wir das Phänomen erlebten. Das gleiche war uns tags zuvor in Paris auf dem Friedhof Père Lachaise passiert, wo sich ein angeblicher Rattenmann vor unseren Augen aufgelöst hatte.

Das war der springende Punkt. Und nur Emily Craton konnte uns darüber Auskunft geben. Mit uns meine ich noch Shao und Suko, die im Park des Hauses auf mich warteten und begierig auf neue Nachrichten waren.

Claire hatte ihren Chef erreicht und auch mit ihm gesprochen. Als sie den Hörer wieder einhängte, drehte sie sich um und nickte mir zu. »Es scheint zu stimmen, was Sie mir gesagt haben.«

»Das scheint nicht nur so, das ist so.«

Ihr lag ebenfalls eine böse Antwort auf der Zunge, doch sie verbiß sie sich.

»Können wir dann gehen?« fragte ich.

»Ja.«

»Wo finde ich Emily.«

»Im Keller.« Ihr gefiel wohl nicht, daß ich nach dieser Antwort zusammengezuckt war, denn sie sprach sehr schnell weiter und versuchte, mich zu beruhigen. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Wir haben Emily dort nicht eingesperrt. Es geht einzig und allein um die Wäsche, die sie waschen will.«

»Wäsche?«

»Sehr richtig.«

»Dann schauen wir mal.«

Nach dieser Bemerkung sah sie mich mit einem Blick an, aus dem das Mißtrauen noch nicht völlig verschwunden war. In der folgenden Zeit ging es hinab in die Unterwelt der Klinik. Ich mußte zugeben, daß dieser Teil nicht eben dazu angetan war, einen psychisch gestörten Patienten gesunden zu lassen. Man hatte den Keller wohl so gelassen, wie er einmal gewesen war. Nicht renoviert, nicht gestrichen, auch nicht gekalkt. Graue Mauern mit einem feuchten Film, dabei waren

die Wände nie glatt. Buckel reihte sich an Buckel. Mancher stand mehr vor als andere, und das trübe Licht fiel auf das Mauerwerk, ohne es großartig erhellen zu können. Es hatte den Anschein, als würde das graue Gestein noch einen Teil der künstlichen Helligkeit aufsaugen.

Der Steinboden zeigte Risse. Mal dick wie ein Finger, dann nur haarfein. Die Risse bildeten ein querlaufendes Muster und führten auch dorthin, wo sich der Kellergang leicht senkte.

Ich sah auch Türen.

Sie glichen mehr alten, schon leicht vermoderten Holzverschlägen, aber ihre Scharniere schimmerten hell. Die eigentlich zu erwartende Holzschicht war nicht vorhanden.

Wir mußten den Gang bis zu seinem Ende durchschreiten. Claire blieb immer an meiner Seite. Auch wenn sie ihren Kopf erhoben und den Blick starr geradeaus gerichtet hatte, so schielte sie mich doch hin und wieder an, als wollte sie sich vergewissern, daß ich auch ja nur an ihrer Seite blieb und nicht verschwand.

»Waschen alle Patienten ihre Wäsche allein?« erkundigte ich mich.

»Nein, nur in Ausnahmefällen.«

»Und weshalb ist Emily eine Ausnahme?«

»Da müssen Sie nicht *mich,* sondern Doktor Prudomme fragen. Er wird Ihnen Auskunft erteilen.«

»Gehört diese Arbeit zur Wiederherstellung ihrer normalen Psyche?« Ich ließ nicht locker.

»Das wird wohl so sein.«

Mehr wollte sie nicht sagen. Zudem hatten wir das Ziel auch erreicht. Es lag hinter einer Metalltür, die durch einen langen, schrägstehenden Riegel gesichert war. Wir mußten ihn nach oben hebeln, dann war die Tür offen. Ich hatte noch eine Frage. »Ist Emily hier unten eingesperrt?«

»Man kann die Tür auch von innen öffnen. Zufrieden?«

»Natürlich.«

Claire zog sie auf.

Licht strahlte uns aus der Waschküche entgegen. Ich sah mehrere Maschinen, auch alte, wie sie vor vielen Jahren benutzt worden waren.

Emily war tatsächlich da.

Sie hatte sich auf einen Klappstuhl gesetzt und ihn so hingestellt, daß sie gegen das Bullauge der Maschine schauen konnte, als wäre es der Bildschirm eines Fernsehapparats. Hinter dem Sichtfenster drehte sich die Wäsche. Dafür aber hatte sie keinen Blick mehr, sie schaute einzig und allein uns an und lächelte dabei.

Mir gefiel dieses Lächeln nicht…

***

Der Druck der kleinen Klaue war hart und schmerzhaft. Er biß in die dünne Halshaut hinein. Suko spürte, wie sie an verschiedenen Stellen riß und das Blut in kleinen Bächen hervorströmte. Er war von der Kraft dieses etwas pummligen Teenagers überrascht und verwundert, aber die Schmerzen und das Blut waren ihm Warnung genug. Er mußte sich so schnell wie möglich aus dieser Klemme befreien.

Shao stand in seiner Nähe. Er hörte ihre wütend klingenden Worte, verstand aber nicht, was sie sagte.

Bevor ihn noch eine zweite Hand erwischen konnte, packte er zu. Mit beiden Händen erwischte er das Gelenk und riß sich frei. Der Hals wurde nicht mehr malträtiert, er kriegte endlich wieder Luft, und er spürte die Feuchtigkeit des Blutes. Mit etwas müde wirkenden Schritten taumelte er zurück.

Suko kam mit diesem Angriff nicht zurecht. Er hätte damit nicht gerechnet und stellte sich die Frage, was er Emily so Schlimmes getan hatte, daß sie ihn hatte töten wollen.

In sicherer Entfernung zu ihr blieb er stehen. Sie hatte ihre Haltung nicht verändert. Nach wie vor hockte sie im Schatten vor dem Baum, wobei sie den Stamm als Stütze im Rücken spürte. Sie war umgeben von altem Laub.

Emily hatte sich verändert.

Ihre Augen sahen anders aus. Die Pupillen waren verschwunden und hatten einer glatten Fläche Platz geschaffen. Der kleine Mund zeigte einen verkniffenen Zug, überhaupt strahlte das Gesicht eine Bösartigkeit aus, die den Inspektor erschreckte.

Mit einem Taschentuch tupfte er das Blut am Hals ab. Er sah dabei auf Emilys Hände und auf die Spitzen der Finger, die aussahen wie mit rotem Nagellack lackiert. Dann schüttelte sie beide Hände, und die Tropfen verteilten sich als rote Perlen in der Umgebung. Auf dem alten Laub ließen sie ein Muster zurück.

»Das ist nicht Emily«, sagte Shao.

»Wie meinst du?«

»Das ist sie nicht.«

»Ich sehe sie vor mir.«

»Trotzdem!« Shao blieb bei ihrer Behauptung. »Ich glaube nicht, daß sie es ist. Irgend etwas läuft hier verkehrt und stimmt nicht. Ich habe das Gefühl, eine völlig Fremde vor mir zu sehen.«

»Aber Emily hast du auch nicht gekannt.« Suko steckte sein verfärbtes Tuch wieder weg.

»Stimmt. Aber ich konnte sie spüren. Du weißt, daß ich das Zimmer verlassen mußte, weil ich ihre Aura nicht vertragen konnte. Suko, diese Aura existiert hier nicht. Es ist Emily, aber sie ist es trotzdem nicht. Man hat uns geleimt.«

Shao hatte dermaßen intensiv gesprochen, daß Suko kein

Widerspruch dazu eingefallen war. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihr zu glauben. Sie hatte in diesem Fall den besseren Riecher, und sie war tatsächlich bei der ersten Begegnung mit der Patientin aus dem Zimmer verschwunden, weil sie es nicht aushalten konnte.

»Ich werde es testen«, sagte er und holte die Dämonenpeitsche hervor. »Bist du einverstanden?«

»Es ist das Beste, was du machen kannst.«

Emily rührte sich kaum. Sie hatte nur den Kopf mit den wuscheligen Haaren schief gelegt, um die beiden vor ihr stehenden Menschen anschauen zu können. Ihr Mund zeigte ein Lächeln, das weder Shao noch Suko gefiel. Es war wissend, es war hintergründig. Als Suko die Peitsche mit einer langsamen Bewegung hervorzog und einmal den Kreis über den Boden schlug, verfolgte sie auch diese Bewegung.

Durch den Schleier in ihren Augen wirkte sie wie eine Blinde, die trotzdem alles mitbekam. Sie senkte auch den Kopf, um genau mitzubekommen, wie die Riemen aus dem Ende des Peitschengriffs hervorrutschten und für einen Moment auf dem Boden liegenblieben. Sie sahen aus wie Schlangen, die sich zusammengerollt hatten.

Suko hob die Peitsche an.

Es war das Signal auch für Emily, denn sie drückte die Beine zusammen und stand ebenfalls auf.

Etwas schwankend blieb sie vor den beiden stehen, als versuchte sie, das Gleichgewicht auf dem unebenen Boden zu halten. Die Füße mit den Turnschuhen waren im Laub verschwunden, die kleinen Arme hatte sie halb erhoben und angewinkelt. Sie wirkten wie lange Würste, über die jemand Stoff gestreift hatte.

Sie wollte weg.

Es war genau zu sehen, wie sie zurückging und sich dabei am Stamm des Baumes entlangdrückte, als wollte sie dort die Rinde mit ihrem Körper abschaben.

»Bleib hier!« rief Shao. Ohne Erfolg.

Suko trat einen Schritt vor. Er schlug aus dem Handgelenk zu. Es war genau der richtige Moment.

Bevor diese Person im dichten Buschwerk jenseits des Baumstamms verschwinden konnte, hatten sie bereits die drei Riemen an der Schulter erwischt. Suko hatte nicht einmal hart zugeschlagen, die Wucht trieb den Körper trotzdem nach vorn, und Emily geriet dabei ins Stolpern.

Sie fiel nach vorn. Das Laub raschelte, als sie hineinfiel. Suko und Shao waren sofort bei ihr und sahen zugleich, was die Peitschenriemen angerichtet hatten.

Emily fehlte die rechte Schulter. Der Arm war zur Hälfte auch nicht mehr vorhanden. Dieser Peitschentreffer hatte ihn brutal zerstört, einfach aufgelöst.

Sie lag auf dem Boden und rollte sich um die eigene Achse. Eine Gestalt, aus der ein Stück abgeschnitten war wie der Kuchen von einem Messer. Ein Phänomen, aber Emily schrie nicht auf. Sie sagte nichts sie keuchte nicht mal und versuchte mit ihrer Behinderung zurechtzukommen. Sie kam auf die Füße, denn ihre Beine waren noch vorhanden. Das Gehen fiel ihr schwer, doch sie riß sich zusammen und stolperte durch das Laub. Wegen ihrer Behinderung hatte sie für einen Moment die Orientierung verloren, prallte gegen den Baumstamm, zuckte zurück, drehte sich um die eigene Achse und streckte ihren noch vorhandenen Arm aus.

Shao schüttelte den Kopf. »Das ist nicht schaurig, Suko, auch nicht makaber. Das ist für mich mitleiderregend.«

»Ja, Shao, sie darf nicht bleiben. Sie ist kein Mensch, Shao. Sie ist ein Kunstgeschöpf. Denk daran, wie es dir ergangen war. Du hast in einer Art Trance gelegen, du wußtest nicht, was geschah. Und ich weiß es auch nicht. Deshalb will ich auf Nummer Sicher gehen.«

Emily hatte die Worte gehört, wohl auch begriffen, denn sie wollte weg. Sie sprang plötzlich zur Seite, und Suko wunderte sich darüber, wie schnell sie war.

Seine Peitsche war schneller. Die Riemen wickelten sich blitzartig um die Beine der Person, als diese sich noch dicht über dem Boden in der Luft befand.

Da wirkte die Peitsche wie eine Fessel. Die Beine knickten ihr weg, als hätten sie einen Stoß bekommen. Emily fiel zu Boden - diesmal ohne die Beine.

Es waren nur mehr Stümpfe vorhanden, alles andere hatte sich durch die starke Magie der Peitsche aufgelöst. Da hatte Magie gegen Magie gestanden, und die Peitsche war stärker gewesen. Für Suko bedeutete das Klarheit. Er hatte es nicht mit einem normalen Menschen zu tun, auch wenn es so aussah. Diese Person war ein künstliches Geschöpf und wurde durch eine bestimmte Magie am Leben erhalten, die nun ihren Geist aufgegeben hatte.

»Tu es!« flüsterte Shao.

Suko ging auf Emily zu. Er blieb dicht vor ihr stehen. Sie hatte sich mühsam auf den Rücken gewälzt, schaute zu Suko hoch. Der Mund war dabei verzogen, und es sah aus, als wollte sie hochschnellen, um Suko ihre breiten Zahnreihen in den Hals zu schlagen.

»Kannst du reden?«

Sie blieb stumm. Nur die pupillenlosen Augen bewegten sich rollend in den Höhlen.

»Also nicht?«

Schweigen…

Suko hielt die Peitsche in der rechten Hand. Er hob den Arm etwas an, um einen besseren Schlagwinkel zu bekommen.

Die Riemen fielen nach unten.
Sie blieben so zusammen, wie er es gewollt hatte. Wichtig waren der Rumpf und auch das Gesicht.
Suko schaute sehr genau zu. Wie in Zeitlupe verteilten sich die mit Magie gefüllten Riemen der Peitsche auf dem Rest des Körpers.
Und dann war er weg!
Kein Zischen, kein stinkender Rauch, der in die Höhe quoll. Es gab den Körper nicht mehr. Suko, der nach einem Vergleich suchte, mußte zugeben, daß es ihm vorgekommen war, als hätte jemand diesen Rest einfach ausradiert.
Wie eine Zeichnung, die man nicht mehr wollte. Das wiederum brachte Suko auf Emily, die so gern malte.
Eine verwegene Idee schoß ihm durch den Kopf, die bei näherem Nachdenken so verwegen gar nicht war.
Konnte es sein, daß sich Emily selbst gemalt hatte? Daß hier ein Ebenbild vor ihnen gesessen hatte?
Es mußte so sein, eine andere Möglichkeit konnte sich der Inspektor nicht vorstellen. Er sprach auch mit Shao darüber, die neben ihm stand und ihm eine Hand auf die Schulter gelegt hatte.
Shao überlegte nicht lange. Sie deutete ihre Zustimmung durch ein Nicken an. »Ja, ich gehe ebenfalls davon aus. Das muß so gewesen sein. Sie hat sich selbst gemalt, und du hast es geschafft, ihr Ebenbild zu zerstören.« Sie schüttelte den Kopf. »Wahnsinn, Suko! Ich komme damit nicht zurecht. An welch einen verfluchten Fall sind wir da geraten? Weißt du mehr?«
»Kaum.«
Er wollte auf Nummer Sicher gehen und untersuchte die unmittelbare Umgebung des Baumstamms.
Zu finden war nichts.
Kein Rückstand, kein Knochen, kein Fetzen Haut, kein Blut, aber auch kein Stück Stoff.
»Da steht uns noch einiges bevor, Shao«, murmelte er.
»Wir müssen die echte finden und ausschalten.«
»Du weißt doch, wo du zu suchen hast.«
Shao winkte ab. »Nicht ich. Ich werde mich nicht noch einmal in ihre Aura hineinbegeben. Vergiß nicht, daß wir zu dritt sind. John müßte mehr wissen, denke ich.«
Suko drehte sich nach links. Es war die Richtung, wo auch das düstere Haus lag. »Er ist dort«, murmelte er. »Und er ist schon relativ lange hinter den Mauern verschwunden.«
»Hindert dich das?«
»Nein.«
»Dann laß uns gehen.«
Suko blickte sich noch einmal um. Die Umgebung hatte sich etwas

verändert, es lag am Wetter. Die Sonne war im Begriff, sich zu verabschieden. Sie zeichnete den Himmel mit ihrem kräftigen Rot, und sie schob diese Farbe in das herannahende Grau des Abends hinein.

Leider stand die Schwüle noch immer über dem Garten und dem Haus. Kein Windhauch spielte mit den Blättern. Die Welt war in dieser dumpfen Luft erstarrt.

Sie gingen auf das Haus zu.

Ein alter Bau, dessen Mauern sich dunkel vor der allgemeinen Kulisse abhoben. Wer hier seinen Platz als Patient gefunden hatte, konnte noch kranker werden. Äußerlich hatten sich die modernen Erkenntnisse der Medizin zumindest nicht durchsetzen können.

Shao streckte ihren Arm aus. Der Finger deutete auf das Gemäuer. »Dahinter, Suko, dahinter werden wir die Lösung finden.«

»Bist du sicher?«

»Zumindest glaube ich daran.«

»Dann ist es gut!«

***

Als ich eintrat, hatte Emily Craton den Kopf gedreht und schaute mich sehr genau an. Das leichte Lächeln war auf ihren Lippen geblieben, und mir fiel auf, daß sie sich für die Wäsche in der Maschine nicht interessiert hatte, denn neben ihr auf dem Boden lagen der Zeichenblock und die zahlreichen Stifte.

Ich wurde den Eindruck nicht los, jemandem gegenüberzustehen, der genau wußte, was er wollte und dies auch durch einen überheblichen Ausdruck in seinem Gesicht zur Geltung brachte.

Ich war der Diener, sie war der Chef im Ring.

Claire war an meiner Seite geblieben. »Das ist sie, Monsieur Sinclair. Sind Sie nun zufrieden?«

»Ja.«

»Freut mich.«

»Danke.«

Emily hatte dem kurzen, von Spott getragenem Dialog zugehört, ohne auch nur eine Miene zu verziehen. Als sie bemerkte, daß die Unterhaltung nicht mehr weitergeführt wurde, wandte sie sich an Claire. »Was will dieser Mann schon wieder? Kann er mich nicht endlich in Ruhe lassen? Ich habe ihn schon einmal erleben müssen, was ich nicht freiwillig tat. Ich will ihn gar nicht sehen.«

»Das mußt du ihn fragen.«

»Ich rede nicht mit ihm.«

»Das ist deine Sache und bleibt dir überlassen, Emily. Macht es dich trotzdem nicht etwas stolz, wenn sich jemand für dein außergewöhnliches Zeichentalent interessiert? Das müßte doch

eigentlich dein Ego anheben, denke ich.«
»Nicht bei jedem.«
Ich ließ mich nicht beirren und deutete auf den Zeichenblock. »Hast du denn gemalt?«
Sie verfolgte meine Bewegung mit ihren Augen. »Nein, der Block ist leer. Ich habe nicht gemalt.«
»Warum hast du ihn dann mit in den Keller genommen?«
»Ich brauche Ihnen keine Antwort zu geben - oder?«
Claire stand auf ihrer Seite. Sie schüttelte den Kopf. »Das mußt du auch nicht.«
»Eben«, sagte sie.
Ich blieb beim Thema. »Du wolltest also nicht malen?«
»Das habe ich nicht gesagt.« Sie schlug die Beine übereinander. »Ich hätte vielleicht gemalt, wenn es mir zu langweilig geworden wäre. Das ist alles.«
»Verstehe.«
»Dann können Sie ja gehen. Die Wäsche muß sowieso gleich fertig sein.«
»Ich möchte mich aber mit dir unterhalten, und Doktor Prudomme hat seine Zustimmung gegeben.«
»Wenn ich aber nicht will.«
»Es tut nicht weh, glaube mir. Ich habe im Garten eine Frau getroffen, die ich gut kannte.«
»Das ist schön für Sie.«
»Sie hatte nur einen kleinen Fehler. Sie wollte mich unbedingt mit einem Fleischerbeil umbringen.«
Emily lächelte zuckend. »Sie hat es nicht geschafft. Sonst wären Sie nicht hier.«
»Stimmt genau. Sie war plötzlich verschwunden. Aber sie ist nicht weggelaufen. Sie verschwand einfach so, stückweise. Ihr Körper löste sich vor meinen Augen auf. Kannst du das begreifen?«
Sie überlegte einen Moment. »Muß ich das?«
»Es wäre besser.«
»Dann soll ich wohl etwas damit zu tun haben?«
»Das befürchte ich.«
»Was denn?«
»Na ja, ich habe mir gedacht, daß du dein Talent für eine bestimmte Sache einsetzt. Gehen wir mal davon aus, daß du gern Menschen malst. Es könnte ja sein - oder?«
Sie nickte.
»Schön, daß wir uns einig sind. Und gehen wir weiterhin davon aus, daß du auch Menschen malst, die du nicht magst. Daß du von den Originalen einen Doppelgänger zeichnest. Ist das auch zu weit hergeholt, Emily?«

»Sie können weitersprechen.«
»Du malst also diesen Doppelgänger und transportierst ihn, wie auch immer, weg von diesem Blatt Papier hinein in das normale Leben. Da steht er dann plötzlich und hat die Kraft in sich, die du ihm mitgegeben hast. Aber nicht nur die Kraft, denn in meinem Fall trug die vor mir stehende Person eine Waffe, mit der sie mich umbringen wollte. Sie hat mich gehaßt. Da sie dein Geschöpf ist und du vieles von dir auf sie übertragen hast, müßtest auch du mich hassen. Ist das der richtige Schluß?«
»Für Sie schon.«
»Und für dich?«
Emily stand auf. Sie legte dabei das Deckblatt des Zeichenblocks um. »Bitte, Claire, dieser Mann soll gehen. Ich will nicht länger mit ihm zusammensein. Ich will auch auf mein Zimmer.« Sie zeigte auf die Waschmaschine. »Außerdem ist die Wäsche jetzt sauber. Ich brauche nicht mehr hier unten zu bleiben.«
»Das denke ich auch.« Claire räusperte sich. »Monsieur Sinclair, Sie haben gehört, was Emily sagte. Ich denke, wir sollten sie nicht überfordern. Gehen wir also.«
Ich gestattete mir ein Lächeln. »Keine Sorge, Madame, ich werde sie schon nicht überfordern. Aber eine Frage habe ich trotzdem noch an dich, Emily.«
»Die letzte.«
»Wie du meinst. Wann kommt dich denn dein Freund Zebulon besuchen? In der folgenden Nacht? Ich weiß, daß wir Vollmond haben, und das ist seine Zeit.«
»Zebulon?« Nicht Emily hatte den Namen ausgesprochen, sondern Claire. »Wer ist das schon wieder?«
»Jemand, den Emily kennt.«
»Aber sie kriegt nie Besuch.«
»Wissen Sie denn alles?«
»Glaub ihm nicht, Claire, glaub ihm nicht. Er versucht es mit allen Tricks.«
»Dann gibt es diesen Zebulon wohl nicht?«
»Es ist eine Traumgestalt, Claire. Ich habe sie mir ausgedacht. Ich möchte in meinen Träumen nicht so allein sein, deshalb kriege ich von ihm hin und wieder Besuch.«
»Das ist etwas anderes.«
»Ich gehe dann jetzt.« Ohne mir auch nur einen Blick zu gönnen, bewegte sich Emily auf die Tür zu. Auch an Claire ging sie vorbei, schaute sie jedoch nicht an. Sie lebte ihr eigenes Leben, das mir zwar sehr begrenzt erschien, doch auf irgendeine Art und Weise sehr weitläufig war, wenn ich ihre Träume mit einschloß.
Emily verließ die Waschküche, ohne sich noch einmal umzudrehen.

Sie nahm auch nicht die Wäsche aus der Maschine. Claire baute sich vor mir auf wie ein Feldwebel vor seinen Rekruten, die Arme in die Seiten gestemmt. »Und? Was haben Sie erreicht, Monsieur Sinclair? Sagen Sie es mir. Was haben Sie erreicht?«

»Auch wenn es Ihnen unverständlich erscheinen mag, Madame, aber ich bin auf eine gewisse Art und Weise schon zufrieden. Ich weiß, daß diese Person über besondere Eigenschaften verfügt.«

»Sie hat ihre Eltern getötet, sie ist eine Doppelmöderin. Ihr Geist ist verwirrt, sagen die Experten.«

»Das ist möglich. Nur bin ich etwas anderer Meinung, doch dies zu beweisen fällt mir schwer.«

»Sie trauen ihr noch andere Dinge zu.«

»Und ob.«

»Weitere Morde? Ich habe Sie jetzt direkt gefragt! Ich will auch eine direkte Antwort von Ihnen haben. Trauen Sie ihr noch weitere Morde zu, obwohl sie eingesperrt ist? Ist es das, was Sie meinen?«

»Man könnte es so sehen«, gab ich zu.

»Und wie? Ich hörte daß sie malt. Eine sehr gute Therapie, meinte auch Doktor Prudomme. Was wollen Sie eigentlich, Monsieur? Hier alles in Unruhe versetzen? Das Mädchen fertigmachen?«

»Nein, das nicht. Wenn es eben geht, möchte ich sie von dem befreien, was in ihr steckt.«

»Was ist das bitte?«

»Allgemein gesagt, das Böse. Etwas Schlimmes, Dämonisches, meinetwegen auch Teuflisches. Daß Emily nicht normal ist, wissen Sie selbst. Kein Mörder ist normal, da sind wir uns wohl einig. Aber hinter Emily steckt mehr, da ist eine Macht dahinter, und diese wiederum halte ich für sehr, sehr gefährlich.«

»Es ist die eigene Psyche.«

»Nein, Madame, nicht allein die Psyche. Dieses junge Mädchen ist manipuliert worden, möglicherweise sogar vor dem Doppelmord an seinen Eltern. Sie kann den Befehl bekommen haben, Vater und Mutter umzubringen, und ich werde herausfinden, welche Kraft sie leitet.«

»Das bedeutet, daß Sie noch bleiben werden.«

»Genau.«

Claire hatte ich nicht überzeugen können. Ich brauchte nur in ihr Gesicht zu sehen, um zu erkennen, daß sie mir nicht eben positiv gegenüberstand. Sie hatte sich für eine Seite entschieden, und dabei würde Sie bleiben. »Es ist Ihnen doch klar, daß ich darüber Doktor Prudomme informieren muß.«

»Natürlich.«

»Und Sie haben nichts dagegen?«

»Warum denn? Hören Sie, ich bin hier nicht eingedrungen wie ein

Dieb oder Schwerverbrecher. Ich habe einen klar umrissenen Auftrag zu erfüllen, Madame.«

»Schon gut, gehen wir.« Sie schaute auf die Uhr. »Um diese Zeit ist der Doktor immer in seinem Büro.«

»Das freut mich.«

***

Emily hatte ihrem Besucher den Rücken zugedreht und die Waschküche zwar mit normalen Schritten verlassen, dicht hinter der Tür jedoch und außerhalb des Blickfeldes änderte sich ihr Verhalten.

Plötzlich lief sie schneller, und an der Treppe rannte sie schon. Die Stifte in der Hand und den Zeichenblock unter dem Arm hetzte sie, immer mehrere Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hoch.

Emily war verunsichert. Zum erstenmal seit ihrer Einlieferung in diese Klinik verspürte sie eine bedrückende Furcht. Das lag einzig und allein an diesem Mann, der so penetrant war, der eigentlich aussah wie jeder andere, der aber trotzdem etwas an sich hatte, was ihr überhaupt nicht gefiel. Von ihm ging nicht nur eine gewisse Sicherheit aus, die sie unsicher machte, er schien auch mehr zu wissen, vor allen Dingen war er kaum überrascht gewesen, als sie ihren Freund Zebulon mit in das Gespräch eingebracht hatte. Er war etwas Außergewöhnliches, und bisher hatte Emily geglaubt, ihn exklusiv für sich zu haben.

Von diesem Gedanken mußte sie sich trennen. Wie war es denn möglich, daß Sinclair ihn kannte?

Sie wußte es nicht. Vielleicht hätte ich nicht verschwinden sollen, doch je länger sie mit ihm zusammen war, um so mehr hatte sie den Eindruck, zu viel von sich abzugeben, denn dieser Mann hatte die Angewohnheit, hinter die Fassade zu schauen.

Was wußte er? Was wußten seine Begleiter? Mußte sie mit drei Bleichstarken Feinden rechnen?

Bisher hatte sich Emily immer für stark gehalten, stärker als die anderen Menschen hier. Von dieser Vorstellung aber mußte sie Abstand nehmen.

Wo war sie sicher?

Es gab keinen Platz oder Ort in dieser Klinik, der ihr eine hundertprozentige Sicherheit garantiert.

Sie mußte einfach davon ausgehen, wo sie sich am wohlsten fühlte, und da gab es eigentlich nur einen Ort. Das war ihr Zimmer.

Sie hastete hinein und wuchtete die Tür hinter sich zu. Schwer atmend ließ sie sich auf einem Stuhl nieder. Gedanken trommelten wie aufschlagende Regentropfen durch ihr Gehirn. Sie starrte zum Fenster und nach draußen, wo sich der Tag verabschiedete und dem Abend Platz schuf. Die untergehende Sonne hatte den Himmel in ein

rotes Flammenmeer verwandelt. Es war eine gute Zeit für sie, aber die noch bessere Zeit würde erst später kommen.

Die Nacht war wichtig.

Besonders diese Nacht, wo das Licht des Vollmonds seinen totenbleichen Schein über das Land hinwegstreute, die lebenden Menschen berührte und auch versuchte in die tiefen Gräber zu gelangen, um dort die Leichen zu streicheln.

Der Mond hatte für sie eine besondere Bedeutung. Der Mond brachte ihr viel. Der Mond gab auch ihrer Göttin die Kraft.

Als sie daran dachte, schloß sie die Augen, um die Erinnerung an sie leben zu lassen.

Sie war etwas Wunderbares. Sie hatte sich die Kraft des Mondes zunutze gemacht, und sie hatte sie nicht behalten, sondern an Emily weitergegeben.

Nein, es war nicht der richtige Augenblick, an sie zu denken. Zunächst mußte sie mit den eigenen Problemen fertig werden, dann konnte man weitersehen.

Ihr Problem waren die drei Besucher, die sich einfach nicht abschütteln ließen. Auch die beiden Chinesen hatte sie nicht in die Falle locken können.

Auf dem Weg zu ihrem Zimmer war es über sie gekommen. Sie hatte gespürt, wie ihre Doppelgängerin vernichtet worden war, ohne daß sie das Blatt Papier zerschnitten hätte.

Das genau war eben diesem Chinesen gelungen. So fragte sie sich, woher diese Person die Kraft nahm, das zu tun. Bisher hatte sie einzig und allein darauf vertraut, daß sie in der Lage war, die Von ihr geschaffenen Figuren auch wieder zu zerstören, diesem Gedanken allerdings mußte sie jetzt abschwören.

Was konnte sie tun? Wie würde sich dieser Sinclair verhalten? Er würde nicht verschwinden, er würde ihr auf den Fersen bleiben, er würde versuchen, hinter ihr Geheimnis zu kommen, und sie mußte La Luna unbedingt schützen.

Noch kannte er die Zusammenhänge nicht und wußte auch nichts von der geheimnisvollen Krypta, und dies sollte auf alle Fälle auch so bleiben. Emily machte sich selbst Mut, indem sie nickte.

Noch einmal griff sie zu Zeichenblock und Stift.

Es war ein letzter Versuch, als sie anfing, das neue Bild zu malen. Wenn er nicht klappte, blieb ihr nur die Flucht in die Krypta…

***

Es war ein langer Tag in einem heißen, stickigen Büro gewesen, und bei einem derartigen Wetter war Barry F. Bracht der Tag noch länger vorgekommen, wobei er am Ende des Vormittags überlegt hatte, ob er sich nicht doch einen halben Tag Urlaub nehmen sollte. Er war

allerdings davon abgekommen, denn auf seinem Schreibtisch stapelte sich die Arbeit.

Gerade heute waren wieder besonders viele Manuskripte hoffnungsvoller Autoren eingetroffen, die darum baten, veröffentlicht zu werden, und Barry F. Bracht war in diesem Verlag nun mal der Mann fürs Grobe. Er sortierte aus, er las, er lektorierte und hatte Erfahrung genug, um schon nach wenigen Seiten des Lesens feststellen zu können, ob ein Roman etwas taugte oder nicht.

Zudem gehörte der Lektor nicht eben zu den Morgenmenschen. Er kam erst ziemlich spät in Schwung, arbeitete dann aber wie ein Besessener. An diesem Tag allerdings war er nicht in Form.

Immer wieder schweiften seine Gedanken ab.

Es war Vollmond, und es war *seine* Zeit!

Die Zeit des Schattenkriegers Zebulon, denn unter den kalten Strahlen des Mondes wurde er geboren. Dann stieg der völlig entfremdete Astralkörper des Barry F. Bracht in die Höhe, um auf die Suche zu gehen. Ein Schatten in der Nacht, der auch in der Lage war, Grenzen zu überwinden, die normalerweise keine waren, wenigstens nicht im physikalischen Sinne, aber im magischen, denn Zebulon verließ die Dimensionen der normalen Welt und tauchte ein in die andere, die metaphysische, die hinter den sichtbaren Dimensionen ihren Platz gefunden hatte und sich selbst aus unzähligen Welten zusammensetzte.

Da war Zebulon auf der Suche.

Bisher hatte er fast immer etwas gefunden. Zuletzt dieses Mädchen, das überhaupt nicht bemerkt hatte, in welch einer Gefahr es schwebte, denn es wurde von Kräften manipuliert, mit denen es überhaupt nicht umgehen konnte.

Emily war das ausführende Organ. Etwas anderes stand hinter ihr wie eine drohende Macht, und Barry F. Bracht war dabei, es herauszufinden. Nur ärgerte er sich darüber, daß es ihm in seinem normalen Zustand kaum gelang. Wenn er sich mit seiner zweiten Existenz und deren Erlebnissen beschäftigte, dann blieb dies auf einem gewissen Level. Tiefer eindringen in die Materie konnte er erst, wenn er sich in Zebulon, den Schattenkrieger, verwandelt hatte.

Das würde noch dauern.

Über den Stapel eingesandter Manuskripte schaute Barry F. Bracht hinweg und durch das Bürofenster, hinter dem eine andere, aber normale Welt lag.

Es war der dunstige Himmel über London mit seiner fahlen Sonne, und Barry wußte, daß nicht nur die Millionenstadt an der Themse unter der sommerlichen Hitze litt. Die Menschen in ganz Europa stöhnten und hatten das Gefühl, allmählich auszulaufen. Man sehnte sich nach kühleren Temperaturen, nach einem kräftigen Wind, der die

stickige Schwüle vertrieb, aber der ließ auf sich warten.

Es klopfte an die Bürotür. Dieses Pochen riß den Lektor aus seinen Gedanken. Er rief sein »Come in« und wühlte dabei mit einer Hand sein braunes Haar durch.

Die Neue betrat das Büro. Sie war eine Leihkraft, die für die Haupturlaubszeit eingestellt worden war. Da die Frau schon seit einigen Jahren diesen Job innehatte, brauchte sie nicht groß eingearbeitet zu werden.

Sie hieß Susan McCormick, stammte aus Schottland, war vierzig und hatte die Figur eines jungen Mädchens. An diesem Tag trug sie eine weiße Radlerhose und dazu ein bis über die Hüften hinwegreichendes stahlblaues Sweatshirt mit einem Puzzle aus Buchstaben auf der Vorderseite. Auf der Rückseite setzten sich die Buchstaben dann zu dem Satz »Sun and Fun« zusammen.

Auf dem Tablett stand eine große Tasse, über deren Rand der Dampf schwebte. »Ich dachte mir, Barry, daß ich Ihnen zum Abschluß noch einen Wachmacher bringe.«

»Das ist aber toll.«

»Und gewissermaßen eine Entschuldigung.«

»Für was denn?«

Susan stellte die Tasse auf Brachts Schreibtisch. »Dafür, daß ich Ihnen die Arbeit gebracht habe.«

Barry F. lehnte sich zurück und verschränkte die Arme hinter dem Nacken. »Dafür können Sie doch nichts.«

Aus den grünen Augen schaute sie den Lektor an. »Ich habe trotzdem ein schlechtes Gewissen.«

»Wenn das so ist, dann bedanke ich mich noch einmal. Kaffee ist genau das, was ich jetzt brauche.«

»Dachte ich es mir doch. Auch etwas zum Knabbern.«

»Kekse?«

»Sicher.« Ihre Stimme nahm einen verschwörerischen Klang an. »Wir haben frische bekommen.«

»Dann ja.« Als Susan aus dem Zimmer gegangen war, murmelte Barry: »Das alte Zeug kann man nicht mal einem Hund vorsetzen.«

Susan kehrte rasch mit einem kleinen Teller zurück. Die Kekse waren mit Schokoladenüberzug.

Susan wußte schon, was dem Lektor schmeckte.

»Wie lange bleiben Sie noch, Susan?«

»Ich muß mich noch um die Ablage kümmern. Das wird ungefähr eine Stunde dauern, dann mache ich Schluß. Und Sie?«

»Ich bleibe noch.«

Sie drohte mit dem Finger. »Aber nicht zu lange. Denken Sie daran, das Leben besteht nicht nur aus Arbeit und Überstunden. Es, gibt auch noch andere Dinge.«

»Ich weiß«, antwortete Barry lächelnd und dachte dabei weniger an das, was Susan gemeint hatte, sondern an die Vollmondnächte, in denen er zu Zebulon wurde.

Links von ihm stapelten sich die noch nicht gelesenen Manuskripte, auf der rechten die durchgearbeiteten. Der Stapel auf der linken Seite überragte den anderen um mehr als das Dreifache.

Seufzend griff der Lektor nach einem Manuskript. Er schlug es auf und runzelte die Stirn, als er den Titel las. Dieses Stirnrunzeln war das erste negative Zeichen bei ihm. Der Titel hörte sich auch wirklich komisch an.

»Wo alle Liebe endet«, murmelte Barry und fügte eine Frage hinzu. »Ja, wo endet sie denn?«

Er wollte es herausfinden und schlug das Manuskript auf. In der Inhaltsangabe las er, daß es dabei um eine junge Frau ging, die sich aus Liebeskummer zu schrecklichen Taten hinreißen ließ und ihre getöteten Liebhaber in der Scheune eines alten Bauernhauses sammelte. Dort also endete die Liebe.

Für Barry war es nicht einfach, sich in die Geschichte hineinzuversetzen. Er gab sich ja Mühe, nur sprang der zündende Funke einfach nicht über.

Er klappte das Manuskript sehr bald wieder zu, um sich dem Kaffee und dem Gebäck zu widmen.

Ein zweites Manuskript wollte er sich an diesem Tag nicht mehr vornehmen. Es war einfach zu heiß geworden. Trotz der Stoffunterlage hatte er das Gefühl, auf seinem Stuhl zu kleben, was ihm überhaupt nicht gefiel. Er stand auf, zog die Hosenbeine von seiner Haut ab und - da er schon einmal stand - hatte er sich entschlossen, sich auch nicht wieder hinzusetzen. Er wollte Feierabend machen.

Im Vorzimmer war Susan McCormick dabei, auch ihre Sachen in eine Beuteltasche zu stopfen.

»Ich verschwinde auch«, sagte Barry.

»Das ist vernünftig.«

Er stellte das Geschirr auf den kleinen Kühlschrank. »Ist noch Post gekommen?«

Susan lachte ihn an. »Nein, Mr. Bracht, Sie können beruhigt sein, für heute war das alles.«

»Das lobe ich mir.« Er ging mit müden Schritten zurück in sein Büro und nahm die dünne Jacke vom Haken, deren Stoff ihn an Papier erinnerte, so leicht war sie. Er hängte die Jacke über seine Schulter, schloß noch das Fenster und spürte, als er dicht vor der Scheibe stand, den heißen Schwall der Sonne, der sich regelrecht in das Glas hineingebrannt hatte.

Das war kein Wetter für ihn.

Mit. Schrecken dachte er an die überfüllte U-Bahn, aber immer noch besser, als sich mit einem Auto über die verstopften Straßen zu quälen.

Er nahm den Lift nach unten. Selbst in der Kabine stand die Luft wie dünnes Blei. Da schwitzte man sogar schon beim Denken.

Draußen war es kaum besser. Jeder Schritt wurde zur Qual.

Barry F. Bracht hatte es nicht weit bis zur U-Bahn. Zusammen mit zahlreichen anderen Menschen stieg er die schmale Treppe hinunter und verschwand in dem düsteren Schacht, durch den ebenfalls kein Windhauch strich.

Er konnte fast ohne Wartezeit in den Wagen einsteigen. Da stand er eingeklemmt zwischen schwitzenden und auch mürrischen Menschen, die auf ihn wirkten wie stumme Puppen, denn nur die wenigsten hatten jetzt noch Lust, sich zu unterhalten.

Barry lächelte, als er daran dachte, daß er bald unter den Strahlen der Dusche stehen würde, auch wenn es in seiner Dachwohnung mit den schrägen Fenstern kaum angenehmer war als in der U-Bahn. Dort aber war er wenigstens allein.

Bei normalem Wetter verspürte er nach dem Feierabend stets einen gewissen Hunger. Zumeist besuchte er Schnellrestaurants, um sich für den Abend einzudecken. Mal einen Hamburger, mal eine Pizza, aber auch einen Hot Dog oder ein Sandwich verschmähte er nicht.

An diesem Abend jedoch fehlte ihm der Appetit. Er würde sich eine Dose Bier vornehmen, vielleicht noch eine und auch eine dritte… Der Körper kam ihm vor wie ausgetrocknet.

Die Fahrt kam ihm an diesem Tag so schrecklich lang vor, obwohl es nur fünf Stationen waren, bis er aussteigen konnte. Bracht war einer der ersten, die den Wagen verließen. So schnell wie möglich eilte er an die Oberfläche, um die restliche Strecke bis zu seiner Wohnung zurückzulegen.

Er lebte in einem alten Haus unter dem Dach, wo sich die Wärme staute. Im Haus gab es keinen Lift. Barry F. Bracht mußte durch eine Luft laufen, die ihm auf den Magen schlug. Sie war nicht nur warm und stickig, sie roch auch nach irgendwelchen scharfen Gewürzen und nach Schweiß, so daß ihm jeder Atemzug zur Qual wurde.

Bracht hatte die Wohnungstür kaum hinter sich geschlossen, als er die zwei sich gegenüberliegenden Fenster öffnete, um so Durchzug zu schaffen.

Der Durchzug brauchte kaum Kühlung. Eine Klimaanlage wäre ideal gewesen, davon aber konnte er nur träumen.

Das Bier ließ er im Kühlschrank, jetzt war die Dusche wichtiger. Im kleinen Bad streifte er die feuchte Kleidung vom Körper, legte sie zusammen und betrat die Duschwanne.

Lauwarmes Wasser ergoß sich kaskadenartig über ihn, und Bracht

genoß es. Er spülte sich alles ab, was ihn bisher gestört hatte, er seifte sich in Ruhe ein, und jeder der schimmernden Wassertropfen war für ihn wie ein kostbares Geschenk. Dann drehte er die Hähne zu, denn er wollte nicht zuviel Wasser verschwenden. Noch naß, aber eingewickelt in ein Badetuch verließ er die Dusche und holte sich aus dem Kühlschrank eine Dose Bier. Seine Augen leuchteten, als er das zischende Geräusch hörte, mit dem der Verschluß geöffnet wurde. Sekunden später duschte er sich von innen. In diesem Augenblick gab es für ihn nichts Köstlicheres auf der Welt, als sich dem Bier hinzugeben.

In Unterhose, Shorts und einem blauen T-Shirt marschierte er wenig später zum Fenster und schaute zu, wie der Himmel seine sommerliche Farbe verlor.

Barry wußte, daß sich viele Menschen um diese Zeit bereit machten, um in die Biergärten zu gehen, doch es war Vollmond, und diese Nächte gehörten nun mal zu den besonderen in seinem Leben. Da hatte das Schicksal mit dem Hammer zugeschlagen. Ein sehnsüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. Barry dachte an eine junge Frau, der er versprochen hatte, sie anzurufen, um mit ihr auszugehen.

Nicht jetzt, nicht heute, nicht bei Vollmond!

Wie hätte er der Frau erklären sollen, was mit ihm los war? Mit wem sie da an einem Tisch saß und trank…

Sein Schicksal war in manchen Fällen ein Fluch, und eine Frau zu finden, die sein Leben akzeptierte, war wohl unmöglich.

Mit dem Bier in der Hand setzte er sich auf das Bett und ließ sich langsam nach hinten fallen. Er schlief direkt unter einem der Fenster. Kein Hindernis, auch nicht eine Scheibe, sollte seinen klaren Blick in den Himmel trüben. Er kannte die Eigenschaften der Gestirne und wußte auch, welchen Weg sie auf ihrer Wanderung nahmen. Deshalb wußte er, daß sehr bald der Mond in sein Blickfeld geriet.

Hin und wieder nahm er einen Schluck aus der Halbliterdose. Im Büro war er sich vorgekommen wie verzerrt, hier aber fiel die Last von ihm ab. Er fühlte sich leicht, entspannt und auch ein wenig müde. Das Gefühl, etwas essen zu müssen, war bei ihm noch nicht eingetreten, und es würde auch nicht so kommen, das wußte er genau.

Seine Augenlider wurden schwer. Er bewegte träge die rechte Hand und hörte das Bier in der Dose gluckern. Dieses Geräusch sagte ihm, daß es Zeit wurde, die Dose zu leeren, was er auch tat, aber er brachte sie nicht weg, sondern stellte sie neben sein Bett.

Es ging ihm gut.

Zwar schwitzte er wieder, doch es war kein Vergleich zum Zustand in seinem stickigen Büro.

Er schaute durch das Fenster.

Es war ein Rechteck, scharf umkantet, aber diese Maße

verschwammen vor seinen Augen, je länger er hinschaute. Er hatte den Eindruck, daß sich das Fenster über ihm in eine kleine Bühne verwandelte, auf der sich die Szenen der Nacht abspielten.

Seine Augenlider wurden schwer und schwerer. Nur mit Mühe konnte er sie offen halten. Irgendwo tobten Vögel durch das Geäst der Bäume. Ihr Zwitschern und Schreien kam ihm schon weit, weit weg vor. Sein Körper war so entspannt, daß Barry davon ausgehen mußte, ihn nicht in seinem Besitz zu haben.

Er schwamm weg…

Der Mond wanderte weiter. Er hatte die Sonne abgelöst und bewegte sich auf seiner uralten Bahn, um mit seinem bleichen Glotzauge die Menschen zu beobachten.

Auch Barry F. Bracht.

Er sah ihn ebenfalls.

Noch einmal riß er die Augen auf, als wollte er dem blassen Erdtrabanten einen letzten Gruß schicken, dann spürte er unsichtbare Hände, die sich an seinem Körper zu schaffen machten und ihn wegzogen.

Wohin?

Das wußte er selbst nicht.

Er fiel und fiel.

Der Schlaf, die Dunkelheit, die Tiefe, das alles verschluckte ihn wie ein großes, gieriges Maul…

***

Finsternis!

Endlos, nicht mehr zu messen. Funkelndes Sternenlicht dazwischen, das All.

Grenzenlos und doch begrenzt. Zeit, die da nicht so existierte, wie Menschen sie relativiert hatten.

Alles war anders, so gewaltig, leer und doch gefüllt.

Ein See ohne Wasser, ohne Ufer, ein Stück Ewigkeit und Philosophie. Und darin eine Gestalt. Nicht mehr als ein Schatten. Konturen und dimensionslos, ein Haufen Materie, der unterwegs war zu anderen Ufern, der Zeiten durchschnitt und Grenzen hinter sich ließ.

Barry F. Bracht war unterwegs.

Nein, nicht er, sondern Zebulon, der Schattenkrieger, die Traumgestalt, das zweite Ich des Mannes.

Es hatte sich auf die Reise begeben, denn die Strahlen des Mondes hatten es aus dem Körper geholt und sorgten für die Realisierung eines Traums. Er war nicht mehr Barry F. Bracht, denn der Lektor lag unter dem offenen Fenster und schlief. Er war in eine tiefe Starre verfallen, sein Atem war kaum zu hören, er glich einer Hülle, aus der die Energie hervorgetreten war, um sie in einer anderen Form wieder

entstehen zu lassen, eben als Zebulon.
Er hatte den Ruf empfangen.
Mehr ein Schrei nach Hilfe.
Zebulon wußte auch, wer ihn gerufen hatte. Sie war es gewesen - sie, die ihm so ähnlich war, die sich deshalb auch gefunden hatten. Sie kam nicht mehr zurecht. Sie rief nach ihm, und dieser Ruf glich einem Schrei nach Hilfe.
Sie war selbst eine Gefangene, ohne es richtig zu wissen. Sie war Täterin und Opfer zugleich, und Zebulon wollte nicht, daß sie auch weiterhin eine Täterin blieb.
Er mußte sie retten.
Sie waren sich begegnet auf ihren Reisen durch andere Dimensionen und durch die Welt der Träume. Er hatte sie eigentlich nie als Gestalt in seiner Schattenkrieger-Welt gesehen, aber er hatte ihre Träume erlebt, verbunden mit den Schreien nach Hilfe, denn die Macht der großen Luna ließ sie nicht los.
Von allein würde sich Emily nicht befreien können. Sie benötigte Hilfe, und Zebulon hatte ihren Hilferuf aufgenommen. Er wollte ihr beistehen, er wollte für sie sorgen, aber er spürte auch, daß es anders laufen würde, als er es sich ausgemalt hatte.
Es gab da einen Störfaktor.
Man war ihr auf der Spur.
Und es waren ausgerechnet Menschen, die er als Barry F. Bracht und als Zebulon zu seinen Freunden zählte. Sie waren Emily ebenso auf die Spur gekommen wie er ihr, eine verfluchte Ironie des Schicksals, das er nicht hatte beeinflussen können.
Trotzdem wollte er das Mädchen nicht fallen lassen, denn er wußte genau, wie mächtig La Luna war.
Tot und noch vorhanden.
Ein unseliger Geist, der einfach bekämpft werden mußte. Und Zebulon hatte sich vorgenommen, dies zu tun…

***

Den Weg zum Arztzimmer kannte ich. Dabei ließ mich Claire nicht aus den Augen, und sie hielt sich dicht an meiner Seite. Auch war sie noch immer nicht davon überzeugt, daß ich bei Prudomme Rückendeckung hatte, was die Behandlung der Patientin anging, und das versuchte sie mir mehrmals klarzumachen.
Ich enthielt mich einer Antwort. Es war mir einfach zu dumm, mit dieser Frau darüber zu diskutieren.
»Ich werde ihm auch detailliert erklären, wie Sie sich der Patientin gegenüber verhalten haben, Monsieur Sinclair. Ob er dann so hundertprozentig auf Ihrer Seite steht, wage ich zu bezweifeln.«
»Bezweifeln Sie, was Sie wollen, Madame, aber lassen Sie mich in

Ruhe meine Arbeit machen.«

»Arbeit machen?« Beinahe wäre sie stehengeblieben. »Was denn für eine Arbeit?«

»Sie sollten nicht vergessen, daß ich Polizist bin.«

»Ja, ein Engländer, der hier herumschnüffelt.«

»Mögen Sie keine Engländer.«

»So ist es.«

»Dann lassen Sie mich am besten in Ruhe, sonst friß Sie Ihr eigener Haß noch auf.«

»Das hätten Sie wohl gern. Nein, nein, Sie haben hier schon genügend Unheil angerichtet.«

»Ich?«

»Ja, Sie.«

Ich hob nur die Schultern. Es war mir einfach zu dumm, mich mit dieser Person zu streiten. Gespannt war ich auf die Reaktion des Arztes, denn ich konnte Prudomme eigentlich schlecht einschätzen. Er war nicht unbedingt mein Feind, er stand mir sogar glücklicherweise neutral gegenüber, was ich nicht immer in ähnlich gelagerten Fällen erlebt hatte, doch mir persönlich war er einfach zu inaktiv, was das Verhältnis zu seinen Patienten anging.

Wir hatten seine Bürotür erreicht und blieben stehen. »Soll ich klopfen, oder wollen Sie?«

»Danke für Ihre Mühe, Madame, aber das übernehme ich gern.«

»Bitte.«

Ich klopfte, wartete, hörte die Antwort und betrat das Büro des Klinikchefs, das so geräumig war, um sich darin wohl fühlen zu können.

Claire blieb hinter mir. Ich hörte sie scharf ausatmen, drehte mich jedoch nicht um und schritt auf den Schreibtisch zu, hinter dem Dr. Prudomme hockte und zumindest so tat, als würde er uns nicht wahrnehmen. Er war in eine Akte vertieft.

Die schlug er genau in dem Moment zu, als ich vor seinem Schreibtisch stehenblieb. Er schaute hoch, und ich sah das müde Lächeln auf seinen Lippen.

»Nun, Monsieur Sinclair, haben Sie bei der Patientin etwas erreicht?«

»Noch nicht.«

»Das dachte ich mir.«

»Wieso?«

Er fuhr auf seinem Stuhl zurück.

Erst jetzt schien er Claire wahrzunehmen. Er schaute sie nur kurz an, sagte kein Wort zu ihrer Begrüßung, schickte sie aber auch nicht weg. »Es war klar, daß Sie an Emily Craton nicht herankommen können. Sie sind kein Fachmann, ich möchte mich als einen solchen bezeichnen, aber auch mir ist es noch nicht gelungen, ihren Panzer zu knacken,

obwohl wir ihr Bedingungen gegeben haben, die als optimal erscheinen. Sie lebt allein, sie hat, was sie braucht. Ich habe ihr in Madame Claire eine Ansprechperson gegeben, aber wir kommen an das Mädchen nicht heran.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Klar, Sie werden es selbst erlebt haben.«

»Ihnen geht es um den Doppelmord«, sagte ich.

Prudomme schüttelte den Kopf. »Nein, nicht unbedingt oder nur vordergründig. Ich will herausfinden, weshalb sie es tat, warum diese Haßgefühle plötzlich vorhanden waren, und nur wenn ich das geschafft habe, sehe ich eine Chance zur Heilung. Aber es wird dauern, Monsieur Sinclair. Es werden Jahre vergehen, sage ich Ihnen.«

»Pardon, Doktor, wenn ich mich einmische.« Claire trat ebenfalls dicht an den Schreibtisch heran.

»Ich glaube nicht, daß dieser Mensch hier den richtigen Weg gegangen ist.«

»Nein…?«

Sie nickte.

Der Arzt hob die Schultern. »Sie sind eine erfahrene Mitarbeiterin. Berichten Sie.«

»Deshalb bin ich auch mitgegangen und habe diesen Herrn nicht aus den Augen gelassen.« Sie warf mir einen bösen Blick zu. »Ich konnte oder durfte erleben, wie er mit unserer Patientin umging. Er hat sie nicht beruhigt, er hat sie nervös gemacht. Ja, er machte sie… Himmel, ich will nicht verrückt sagen, er brachte sie durcheinander, denn er sprach sehr oft von einer geheimnisvollen Phantasiegestalt, die er angeblich kennt, die letztendlich aber nur in den Träumen der Patientin existiert und nicht in Wirklichkeit.«

Doktor Prudomme hob die Augenbrauen und blickte mich dabei intensiv an. »Was sagen Sie zu diesen Vorwürfen, Monsieur Sinclair?«

»Sie stimmen nicht.«

Claire lachte scharf. »Wie wollen Sie das beurteilen können? Ausgerechnet Sie?«

»Ich kann es beurteilen.«

»Erklären Sie es mir bitte«, verlangte der Arzt von mir.

»Deshalb bin ich auch zu Ihnen gekommen. Ich weiß nicht, was Sie bei Ihrer Patientin bisher herausgefunden haben, aber ich möchte Ihnen sagen, daß es bei Emily Tiefen gibt, die erst noch ergründet werden müssen. Ich gehe sogar so weit, um von Gefahren zu sprechen, die auch durch sie heraufbeschworen wurden. Wenn Sie nach einem Grund fragen, dann kann ich Ihnen sagen, daß es mit ihrer außergewöhnlichen Begabung zusammenhängt, dem Talent des Malens oder Zeichnens.«

Prudomme gab mir recht. »Das habe ich schon immer bewundert. Ich

halte es für eine Therapie. Ich glaube, daß durch die Bilder heilende Kräfte freigesetzt werden. Sie kann sich durch die Malerei wunderbar ablenken, denke ich, und wenn es möglich ist, werde ich mir die kleinen Kunstwerke einmal näher anschauen.«

Ich wunderte mich schon. »Sie haben die Bilder bisher noch nicht zu Gesicht bekommen?«

»Leider nein.«

»Das muß doch einen Grund haben.«

»Sie wollte es nicht. Ich konnte Emily auch nicht überzeugen. Sie hat gemalt, und sie hat die Bilder anschließend zerschnitten, so daß wir nichts, aber auch gar nichts zu Gesicht bekamen. Stimmt es, Claire?«

»Nicht ganz. Ich weiß mehr als Sie.«

»Klar, Sie sind ja auch näher bei ihr.«

»Richtig, Doktor. Und deshalb kann ich auch beurteilen, daß dieser Mensch hier neben mir Unsinn erzählt. Er kennt Emily nicht. Er kann sich einfach nicht in sie hineinversetzen, das sollte endlich mal in seinen Kopf hineingehen, aber das ist eben nicht der Fall. Es geht oder will nicht hineingehen. Er zeigt sich sehr störrisch. Ich wäre dafür, daß Sie ihn entfernen, Doktor.«

Mir kam allmählich die Galle hoch. Am liebsten hätte ich die Tante gepackt und durch das geschlossene Fenster geworfen. Prudomme griff schlichtend ein und bat darum, keinen Streit vom Zaum zu brechen. Er kam zurück zum eigentlichen Thema. »Sie sind also der Ansicht, Monsieur Sinclair, daß gewisse Dinge in einem besonderen Zusammenhang mit den Zeichnungen stehen. Oder irre ich mich?«

»Nein.«

»Warum?« Er lächelte. »Was können Zeichnungen Negatives auslösen? Bisher war ich der Ansicht, daß sie heilen.«

»Das stimmt in der Regel, aber nicht bei Emily.«

»Warum nicht?«

»Sie ist besessen.«

»Ach.«

Claire lachte schrill. »Das glauben Sie doch selbst nicht. So etwas bilden Sie sich ein.«

»Lassen Sie ihn reden«, erklärte Prudomme unwirsch.

»Pardon.«

»Ich gehe davon aus, daß sie tatsächlich besessen ist, allerdings nicht so, wie Sie möglicherweise denken. Bei dem Begriff besessen denkt man automatisch an einen Exorzisten, der einem Besessenen den Teufel oder Dämon austreibt. Das ist es nicht.«

»Was dann?«

»Es ist der Kontakt zu einem anderen Reich, zu einer anderen Dimension, zu einer anderen Welt.«

Ich hatte die Katze aus dem Sack lassen müssen. Es ging nicht mehr

so weiter. Dieser Dr. Prudomme wollte Tatsachen hören, und die kriegte er.

Bisher hatte er einen Kugelschreiber in den Händen gehalten. Der entglitt ihm nun und fiel mit einem klackenden Laut auf den Schreibtisch zurück. »Sie wissen, was Sie da gesagt haben, Monsieur Sinclair?«

»Ja, das weiß ich.«

»Glauben Sie daran?«

»Mehr als das.«

»Dann können Sie. Beweise herbeischaffen?«

»Diese Beweise gibt es, und sie werden Sie an den Personen erleben, die in dieses Spiel eingestiegen sind. Zum Beispiel bei Ihrer Patientin Emily Craton. Sie verfügt über Fähigkeiten, die nur wenige Menschen aufzuweisen haben.«

»Das Talent zum Malen.«

»Ja, aber dabei ist es nicht geblieben. Jemand leitet sie. Es gibt eine Kraft, die Emily benutzt und die dafür Sorge trägt, daß die Person oder der Gegenstand, den sie zeichnet, nicht nur einmal vorkommt, nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Wirklichkeit. Er wird an anderer Stelle lebendig, und sie kann ihn ebenso zerstören, wie sie ihn gemalt hat. Dazu brauchte sie ihre Zeichnungen nur zu zerschneiden, Doktor. Das ist es, was Sie wissen sollten.«

Prudomme war sprachlos. Nicht so seine Mitarbeiterin. Es war keine Sirene, deren Klang durch das Zimmer gellte, sondern das wilde Schreien der Frau. Oder sollte es ein Lachen sein?

Sie war von mir weggetreten, als hätte ich die Pest. Leicht nach hinten gedrückt stand sie auf der Stelle, sie lachte mit weit geöffnetem Mund, sie konnte sich nicht beruhigen und war rot angelaufen.

Auch Dr. Prudomme war durcheinander, was bei ihm schon etwas heißen sollte. Jedenfalls blickte auch er mich an, als hätte ich ihm etwas Schreckliches berichtet.

Mir fiel auf, daß sich die Bürotür öffnete. Sehr langsam schwang sie nach innen. Möglicherweise machte mich auch das mißtrauisch, aber das schreiende Lachen lenkte mich trotzdem noch ab.

Jemand betrat das Zimmer.

In den nächsten Sekunden schlug mein Herz rasend schnell. Ich mußte erst überreißen, was ich da sah, denn dieser Jemand saß eigentlich sprachlos hinter seinem Schreibtisch.

Der andere ging einen Schritt in das Büro hinein.

Ich zog meine Beretta.

In diesem Augenblick bewegte sich Claire auf mich zu. Noch immer lachend, diesmal aber mehr prustend, nach vorn gebeugt und dabei auch den Kopf schüttelnd.

In ihr Lachen hinein fielen die beiden Schüsse.

Kugeln trafen ihren Körper, der auf mich zutorkelte. Das Lachen brach ab, ich schaute in ein von Staunen und Schmerz gezeichnetes Gesicht, fing die Frau mit der linken Hand ab und schoß an ihr vorbei auf einen Mann zu, der aussah wie Dr. Prudomme…

***

Der Doppelgänger hatte getroffen, wenn auch die falsche Person, denn die Kugeln mußten mir gegolten haben. Aber ich hatte ihn ebenfalls erwischt, und zwar mit zwei geweihten Silberkugeln, wobei genau zu sehen war, wo die Geschosse eingeschlagen hatten.

Eine Kugel etwa in Höhe des Schlüsselbeins, die andere dicht darunter. Zwei Löcher waren entstanden. Zwei Löcher, durch die ich schauen konnte.

Prudomme zwei wankte zurück. Rückwärts gehend verschwand er im Flur, und auf meinem linken Arm lag noch immer die Frau.

Von Prudomme zwei war nichts mehr zu sehen. Er hatte es geschafft, sich in den Gang zurückzuziehen. Möglicherweise lauerte er dort auf eine neue Chance. Wer konnte schon sagen, ob zwei Kugeln ausgereicht hatten, ihn zu zerstören?

Ich aber mußte mich um ihn kümmern, bevor er noch mehr Unheil anrichten konnte.

Der richtige Arzt hatte noch immer nicht begriffen, was hier tatsächlich vorgefallen war. So steif, als hätte er eine Latte verschluckt, saß er hinter seinem Schreibtisch, das Gesicht zur Maske erstarrt, die Augen weit geöffnet.

»Kümmern Sie sich um Claire!« schrie ich ihm zu. »Verdammt noch mal, tun Sie etwas!« Während der Worte hatte ich die Frau behutsam vor den Schreibtisch gelegt. Prudomme war Arzt, nicht ich.

Die Beretta steckte ich nicht weg, als ich mich mit zwei langen Schritten dem unmittelbaren Bereich der Tür näherte. Ich ging nicht hindurch, sondern schaute zunächst vorsichtig in den Gang. Ich wußte, daß Prudomme zwei nach links gegangen war und sicherlich dort auch ein Versteck gefunden hatte, von dem aus er alles überblicken konnte. Auf keinen Fall wollte ich von einer seiner Kugeln erwischt werden.

Ich hielt meinen rechten Arm mit der Waffe hoch, als ich in den Flur peilte, wo Licht brannte, und ich auch einen Schatten sah, der sich auf dem Boden abzeichnete.

Das war er!

Ich konzentrierte mich auf den Schatten und dachte dabei, daß diese Wesen eigentlich keine Schatten warfen. Es konnte oder mußte etwas anderes sein.

Deshalb riskierte ich es.

Ein Sprung in den Flur, die Arme noch immer hoch. Eine rechte

Hand, die von der linken am Gelenk abgestützt wurde, hielt die Beretta, raste nun nach unten, fand ihr Ziel…
Ich schoß nicht.
Dafür sah ich ihn!
Prudomme zwei rieb sich den Rücken an der Wand. Immer und immer wieder. Es war mir auch gelungen, einen Blick in sein Gesicht zu werfen, und ich hatte seine silberfahle Blässe gesehen. Ein Gesicht, in dem es auch zuckte. Prudomme zwei mußte bemerkt haben, daß ich in seiner Nähe stand. Mit einer Drehbewegung nach rechts wuchtete er sich herum. Ich sah jetzt auch die beiden Einschußlöcher, und in eines steckte er einen Finger hinein. Die Waffe lag am Boden, nicht mal in seiner unmittelbaren Nähe.
Er sackte in die Knie.
Ich wollte hin - und wurde gestoppt.
Wieder erlebte ich das, was ich schon von der Begegnung mit der falschen Shao her kannte.
Er verschwand stück- oder intervallweise. Die Schere aus dem Unsichtbaren zerschnitt ihn. Der Arm an der rechten Seite fiel ab, dann der Kopf, anschließend die Beine, wobei der Restkörper mit einem harten Schlag auf dem Boden fiel. In den folgenden Sekunden wurde er regelrecht in Scheiben geschnitten, die sich sofort wieder auflösten, als hätte es ihn nie gegeben.
Zuletzt blieb sein Kopf, der über den Boden rollte.
Ich hörte hinter mir ein schweres Keuchen. Ohne mich umzudrehen, wußte ich, wer es war. Der echte Prudomme, der den Rest der Vernichtung des Doppelgängers miterlebte.
Der Kopf verschwand.
Zuerst die eine Hälfte, die rechte, dann war einen Moment später auch die linke nicht mehr da.
Es gab keinen Prudomme zwei mehr!
Obwohl ich diesen Vorgang nun schon zum zweitenmal erlebt hatte, ging er mir verdammt unter die Haut. Mir war übel, und ich kriegte nur schwer Luft, als ich über das nachzudenken begann, was ich in den vergangenen Sekunden erlebt hatte.
Der plötzliche Schwindel erwischte mich so heftig, daß ich mich an der Wand abstützen mußte. Ich preßte sogar den Kopf dagegen, als wäre die Wand in der Lage, meine Stirn zu kühlen.
Dann stieß ich mich ab und drehte mich um.
Vor mir stand eine Leiche!
Ich erschrak, denn im ersten Augenblick glaubte ich tatsächlich, einen Zombie vor mir zu sehen, so bleich war Dr. Prudomme geworden. Daß er noch stand, glich einem Wunder. Er atmete nicht mehr und stierte nur dorthin, wo er selbst so urplötzlich verschwunden war - fassungslos mit Tränen in den Augen.

»Kommen Sie«, sagte ich zu ihm.

Er reagierte nicht auf meine Stimme. Erst als ich ihn anfaßte und er den Druck meiner Hand spürte, schrak er zusammen. Jetzt stierte er mich an, die Lippen bewegten sich, nur hörte ich kein einziges Wort. Er konnte einfach nicht sprechen.

Ich führte ihn in sein Büro.

Claire lag noch immer vor dem Schreibtisch. Die beiden Schußwunden bluteten kaum. Etwas hatte sich doch an ihr verändert. Die Augen der Frau waren geschlossen. Ich ging davon aus, daß Dr. Prudomme sie zugedrückt hatte, wie man es eben bei einem Toten tat.

»Haben Sie hier etwas Scharfes zu trinken? Einen Cognac oder einen Whisky?«

»Schrank«, flüsterte er.

Damit war sicherlich der schmale Büroschrank gemeint. Die rechte Tür öffnete ich zuerst, aber nur Akten in Hängefächern entdeckte ich.

An der linken Seite sah es anders aus. Zwischen zwei zusammengefalteten Arztkitteln stand eine halbvolle Flasche Cognay. Gläser entdeckte ich ebenfalls.

Ich holte zwei und stellte sie auf den Schreibtisch. Während ich einschenkte, warf ich dem Arzt einen kurzen Blick zu. Er stand zwar noch, mußte sich aber an der Lehne seines Schreibtischstuhls abstützen und machte den Eindruck eines Menschen, der zur Behandlung in die Klinik gekommen war.

Ich ging zu ihm, reichte ihm das Glas. Er nahm es mit zitternden Händen entgegen.

»Trinken Sie!«

»Qui…«

Er leerte den Schwenker. Mir reichten zwei kleine Schlucke, bevor ich das Glas wieder abstellte.

Auch der Arzt stellte es leer hin, allerdings so heftig, daß es beinahe zerbrochen wäre, und er schüttelte den Kopf. »Sinclair«, flüsterte er mir rauh zu. »Sinclair, sagen Sie nicht, daß es die Wahrheit gewesen ist, die ich gesehen habe.«

»Sorry, aber es war die Wahrheit.«

Er stierte mich an. Rote Äderchen lagen in seinen Augen. Dann schluckte er. »Es war… es… es war… ich?«

»Ihr Doppelgänger.«

»Ge… schaffen - wie?« Er sprach abgehackt.

»Richtig.«

»Durch wen?«

»Sie wissen es.«

Als er atmete, strömte die Luft pfeifend aus seinem Mund. »Ich brauche noch einen Schluck, Sinclair. Bitte, wenn Sie so gut sein würden.«

Ich nahm sein Glas und schenkte ein. Der Arzt bedankte sich mit einem Nicken. Wieder hielt er das Glas mit beiden Händen, leerte es, stellte es ab und trat von seinem Schreibtischstuhl zurück, wobei er durch das Büro ging wie ein Betrunkener, der Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten. Am Schrank blieb er stehen und lehnte sich gegen die Kante. Beim Sprechen schaute er mich nicht an.

»Ich habe es Ihnen nicht glauben wollen, ich habe Claire vertraut, aber jetzt…«

»Ist Claire tot?«

Er nickte. »Ja, sie ist tot. Eine Kugel hat ihr Herz getroffen. Ich hätte niemals gedacht, daß *ich* es einmal sein würde, der ihr die Augen schließt.« Er zeigte auf sie. »Auch wenn Sie etwas anderes denken, Sinclair, ich bin mit ihr gut ausgekommen.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Jetzt ist sie tot.« Er räusperte sich. »Aber das Leben geht weiter, und was bedeutet das für uns?«

»Emily.«

»Ja, Emily«, flüsterte er. »Der Satan Emily. Ich habe mich noch nie dermaßen in einem meiner Patienten getäuscht. Das ist nicht zu fassen, das ist…«

»Bitte, Doktor. Bevor Sie sich in etwas hineinsteigern, überlassen Sie Emily mir.«

Er nickte, dann schaute er mich an. »Und was werden Sie tun? Werden Sie Ihre Waffe nehmen und ihr eine Kugel verpassen? Wird das der Sinn Ihres Besuches bei ihr sein?«

»Wohl nicht.«

»Sie wollen sie überzeugen - oder?«

»Ich weiß nicht, ob Sie sich noch an unsere Unterhaltung erinnern können, aber ich will noch immer wissen, was und welche Kraft hinter ihr steckt. Das ist es doch.«

»Sie glauben daran.«

»Ja.«

»Dann tun Sie es.«

Ich ließ den Mann allein. Er war Arzt, er war erwachsen. Auch wenn für ihn eine Welt zusammengebrochen war, er war wieder soweit okay, daß er meine Hilfe nicht mehr brauchte.

Den Weg zum Trakt kannte ich. Unterwegs sah ich andere Patienten, die sich auf einem Flur versammelt hatten. Sie kamen mir vor wie Geister, und ich registrierte sie kaum, denn für mich ging es einzig und allein um Emily. Aber zwei bekannte Stimmen, die aus dem Eingangsbereich an meine Ohren drangen, waren nicht zu überhören.

Shao und Suko kamen, sahen mich, ich sah sie, wir blieben alle drei stehen, und plötzlich fand ich es gut, daß sie zur rechten Zeit gekommen waren.

Fast flehend schaute mich Shao an und fragte mit einer ebenso klingenden Stimme: »Was ist denn passiert?«
»Das erzähle ich euch auf dem Weg.«
»Zu wem?«
»Zu Emily, dem kleinen Satan…«

***

Das Mädchen sah im Gesicht aus, als hätte es in eine Zitrone gebissen. Es war jedoch kein saurer Geschmack, der den Ausdruck der Wut in ihr Gesicht hineingemeißelt hatte, sondern allein die Tatsache, daß ihr Plan nicht funktioniert hatte. Wenn sie eine Figur zeichnete, brachte sie auch ein Stück von sich selbst ein. Sie lebte mit dieser Figur, sie wußte genau, was die andere tat, sie litt mit ihr, sie freute sich mit ihrem »Kind«, aber sie brachte ihm auch, wenn es nicht so parierte, wie sie wollte, Haßgefühle entgegen.
Wie jetzt!
Schüsse waren gefallen.
Emily hatte sie »gehört«. Sie waren wie eine Botschaft gewesen. Zwei Schüsse, und die Kugeln hatten auch getroffen. Sie waren in den Körper eines Menschen gefahren, nur war es leider der falsche Mensch gewesen, der andere lebte noch.
Der Teenager saß vor seinem Schreibtisch. Die Arme aufgestützt. Die Hände zu Fäusten geballt.
Rechts und links ihres Gesichts bildeten sie diese harte Zeichen.
Zwei Schüsse!
Und dann?
Der andere, der eigentlich hätte tot sein sollen, hatte geschossen. Auch er hatte zwei Schüsse abgegeben, und Emily litt.
Erst stöhnte sie, laut und knurrend. Dann änderte sich dieser Tonfall. Er wurde höher, heulender, klang auch wütender und veränderte sich zu einem Schrei.
Ihre Wut und ihr Frust mußten sich freie Bahn verschaffen. Sie befand sich plötzlich in einem geistigen Gefängnis mit dicken Mauern, und diese mußte sie durchbrechen.
Schreien!
Sehr laut und schrill!
Emily schrie, ohne überhaupt Luft zu holen. Ihre Augen verdrehten sich dabei, der Mund stand weit offen, die Schreie hatten freie Bahn, aber sie blieben innerhalb der dicken Wände. Sie kehrten als Echos zurück und tobten durch den Kopf des Mädchens.
Emily sackte plötzlich zusammen. Sie schlug dabei mit dem Kinn auf die Schreibtischplatte. Der Mund stand noch immer offen. Speichel floß hervor, und die Schreie hatten sich verändert. Nur mehr ein Knurren entstand in ihrer Kehle.

Ihr Werk war getroffen worden. Ihre Figur verspürte Schmerzen. Sie bewegte sich noch, aber sie war verletzt. Sie taumelte von den anderen weg. Deren Schmerzen übertrugen sich auf sie. An zwei verschiedenen Stellen ihres Körpers, alles im Bereich der Brust, spürte sie die Stiche, als wäre eine schmale, unsichtbare Messerklinge an den beiden Stellen in sie eingedrungen.

Emily schnappte nach Luft. Für einen Moment drehte sich das Zimmer vor ihren Augen. Die Wände wurden zu einem rasenden Karussell. Ihre Augen waren verdreht. Das Gefühl des Hasses beherrschte sie. Sie haßte sich selbst, aber sie übertrug diesen Haß auf die Person, die sie geschaffen hatte.

Es war wie damals bei ihren Eltern.

Kurz vor ihrem Tod hatten sie die gleichen Gefühle durchtost. Sie hörte die Botschaft in sich. Die ferne Stimme, die sie wieder antrieb und ihr riet, es zu tun.

Die Schere lag griffbereit.

Emily knurrte stärker, als sie ihren Arm ausstreckte und nach dem Metall griff. Es schmiegte sich kühl um ihre erhitzten Finger, und es tat ihr so gut.

Sie war froh.

Mit der linken Faust schlug sie gegen das leere Blatt Papier, das vor ihr lag. Es waren die Schläge, die einer anderen Person galten.

Emily wollte sie nicht mehr.

Die Schere!

Das Blatt!

Sie nahm es in die linke Hand, die Schere hielt sie in der rechten. Und sie begann zu schneiden.

Schnipp… schnipp… schnipp…

Es schrillte durch ihren Kopf. Das hohe Sägen, die Erinnerungen an damals, die Schreie, die jeder Schnitt begleitete, alles drang wieder in ihr hoch.

Sie hörte das harte Geräusch der Schere. Es war die Musik, die sie brauchte, und Emily schnitt schneller, immer schneller.

Sie hatte das Blatt etwas hoch über die Platte des Schreibtisches gehalten. Dort schnitt sie weiter, und sie schaute zu, wie die Schnipsel nach unten trudelten, um sich auf dem Schreibtisch zu verteilen. Immer schneller schnitt sie, das Blatt wurde kleiner und kleiner, bis nur mehr ein Rest zurückblieb.

Ein kleiner Rest, der aus ihren Fingern rutschte und ebenfalls auf dem Schreibtisch landete.

Es war vorbei.

Es gab ihr »Kind« nicht mehr. Sie hatte es erschaffen, und sie hatte es zerstört. Ja, sie hatte das Recht dazu gehabt. Nur sie allein, kein anderer, nur sie.

Tief holte sie Luft, und das war auch zu hören. Ein saugendes, leicht pfeifendes Geräusch. Schmerzen in ihrem Kopf. Schweiß, der auf dem Körper klebte. Blut, das zu kochen schien.

Heftig bewegte Emily ihre Beine. Mit den Füßen schabte sie über den Teppichboden. Dann fiel ihr Oberkörper nach vorn. Der Kopf machte die Bewegung mit.

Er sank so weit nach unten, daß Emily mit der Stirn gegen die Schreibtischplatte fiel. Sie blieb in dieser Haltung wie ein gekrümmter Bogen sitzen.

Ausgelaugt und fertigt…

So fanden wir sie auch vor.

***

Ich hatte das Zimmer der Emily Craton zuerst betreten. Shao war dies sehr recht. Sie wollte sowieso nicht mitkommen und lieber im Flur draußen warten. Sie hatte diesen anderen Ansturm erlebt und grübelte noch immer darüber nach, was sie letztendlich so stark geschwächt hatte. Dabei wußte sie, daß es mit Emily zusammenhing, aber sie war nicht in der Lage, den Grund zu finden.

Um nicht noch einmal in die Gefahr hineinzugleiten, blieb sie sicherheitshalber außen vor.

Suko wollte bei ihr bleiben, aber Shao schickte ihn mir nach, und er drängte sich neben mich. Beide standen wir auf der Schwelle und schauten in den Raum.

Es roch nach Schweiß. Es war warm. Hinter dem Fenster glühte der Himmel in den Farben der untergehenden Sonne. Ansonsten hüllten bereits die Schatten des späten Abends das Haus ein. Eine Nacht stand uns bevor, eine lange Nacht.

Keiner wußte, wie sie enden würde, aber ich hatte das Gefühl, in den folgenden Stunden eine Lösung präsentiert zu bekommen.

Die Patientin saß am Schreibtisch. Den Oberkörper nach vorn gedrückt, die Stirn gegen die Platte gepreßt, umgeben von zahlreichen Papierschnipseln.

Sie hatte uns nicht gesehen, atmete nur heftig. Die Arme hatte sie lang gemacht und über die Platte des Schreibtisches geschoben. Die Finger der rechten Hand hielten noch die Schere.

Sie stöhnte zwischendurch. Erinnerungen mußten sie überfallen haben, einen anderen Grund für ihr Stöhnen gab es wohl nicht.

Auch Shao schaute kurz in das Zimmer. Sie sah Emily ebenfalls und runzelte die Stirn. Wahrscheinlich überlegte sie noch, ob sie den Raum betreten sollte.

Suko und ich hatten uns verteilt. Während ich in der Nähe des Schreibtischs stand, hielt sich Suko mehr an der Tür auf, bereit zu verschwinden und Shao zu unterstützen.

Mir war nicht klar, ob uns das Mädchen gesehen hatte oder nicht. Wahrscheinlich waren wir bemerkt worden, wobei Emily mehr mit sich selbst zu tun hatte, als sich um ihre Umgebung zu kümmern. Sie blieb in ihrer Haltung hocken und nahm nichts zur Kenntnis, was um sie herum vorging.

Sie wollte es einfach nicht.

Ihr gegenüber blieb ich stehen. Die beiden Spitzen der Scherenhälften wiesen auf mich, als wollten sie mich aufspießen. Manchmal zuckten auch ihre Hände, dann rutschte bei einer die Schere über den Schreibtisch hinweg. Vor und wieder zurück, dann begann das gleiche noch einmal.

Ich schaute auf ihren Kopf.

Das Haar klebte zusammen. Sie mußte fürchterlich unter Streß gestanden und geschwitzt haben. Ich brauchte nur die Papierreste zu sehen, um zu wissen, was hier abgelaufen war. Den Erfolg dessen hatte ich schließlich im Flur und in der Nähe des Arztbüros mitbekommen.

Sie hatte ihr »Kind« getötet. Mit einer Schere. Und auf diese Weise hatte sie auch damals ihre Eltern umgebracht. Nur war es da eine andere Waffe gewesen.

War sie eine Mörderin?

Bei ihren Eltern schon, und der Fluch der bösen Tat hatte sich auch durch ihr weiteres Leben gezogen. Aber konnte ich Emily deswegen verurteilen? Wahrscheinlich war sie es nicht wirklich, die ihr »Kind« getötet hatte. Nein, es war jemand in ihr, was immer es auch sein mochte. Ein Geist, ein Etwas, eine Bedrohung, die für Emily leicht zu einer tödlichen Umklammerung werden konnte.

Dieses Etwas, dieses andere hatte sie in den Zerstörungswahn getrieben. Emily hatte nicht anders handeln können. Es war nicht sie selbst gewesen.

Ich oder wir mußten mit ihr reden.

Als Suko das Zimmer betrat - Shao blieb sicherheitshalber noch immer draußen -, sprach ich Emily an. Ich rief ihren Namen mit leiser Stimme. Sie reagierte überhaupt nicht.

Ich versuchte es zum zweitenmal. Diesmal schüttelte sie nur den Kopf.

»Bitte, Emily, es hat doch keinen Sinn. Du mußt dich jetzt zusammenreißen. Du mußt versuchen, mit uns zu sprechen. Nur so und nicht anders kann dir geholfen werden. Wir wissen, wer du bist, wir wissen auch, daß dich keine Schuld trifft. Es ist jetzt wichtig, Emily, daß du mit uns zusammenarbeitest.«

Sie knurrte.

Ich faßte sie an.

Da schreckte sie hoch. Der Oberkörper sprang förmlich in die Höhe,

als wäre er endlich von einem harten Druck befreit worden, der die ganze Zeit auf ihr gelastet hatte. Die Arme machten die Bewegung mit, und die Schere tanzte in einem blitzenden Reflex vor meinen Augen, so daß ich unwillkürlich zurückwich.

Wir schauten uns an.

Emilys Augen bewegten sich. Sie starrte zuerst in mein Gesicht, dann sah sie auf Suko. Ihre Lippen zitterten. Nur schwach drangen die Worte aus ihrem Mund hervor. »Was… was… wollt ihr? Seid ihr gekommen, um mich zu holen?« Noch hatte sie normal gesprochen. Dieser Tonfall aber änderte sich bei den nächsten Worten. Da klangen sie sehr schrill, beinahe schon panikerfüllt. »Seid ihr deshalb gekommen, verflucht? Wollt ihr mich holen? Wollt ihr mich töten?«

»Nein, Emily, wir wollen dir helfen!«

»Ihr?« Sie lachte, und dieses Lachen klang auch nicht normal. Es glich mehr einem quietschenden Schreien. Es war ein wildes Geräusch, es war ein grauenvolles Brüllen und schien nicht von einer menschlichen Person zu stammen.

Aus diesem Gelächter heraus stieß sie zu.

Da raste die leicht geöffnete Schere plötzlich auf mich zu. Zum Glück war Emilys Arm zu kurz, ich machte zudem einen schnellen Schritt zurück, der Stich erwischte mich nicht, die Hand mit der Schere knickte nach vorn, und die Spitzen hinterließen auf der Platte des Schreibtisches Kratzer.

Suko griff ein.

Blitzschnell stand er neben ihr, packte ihren Arm und drehte ihn herum. Emily spürte die Schmerzen, sie konnte nicht mehr an sich halten, stöhnte auf und mußte die Schere loslassen. Mit einem scheppernden Laut fiel sie auf den Schreibtisch, und ich nahm sie weg. Sie verschwand in einer Schublade, damit war sie für Emily unerreichbar geworden.

Jetzt war sie waffenlos.

Auch Suko hatte sie losgelassen. Emily stierte auf ihre rechte Hand. Sie vermißte die Schere, schaute sich dann wild um, konnte die Waffe nicht entdecken und sackte auf dem Stuhl zusammen.

Ich hoffte, daß sie jetzt soweit war, um reden zu können, aber sie sprach nicht. Sie bewegte nur den Kopf und blickte sich furchtsam um, als gäbe es im Zimmer zahlreiche Feinde, die ihr ans Leben wollten.

Ich hatte das Licht nicht einzuschalten brauchen. Die kleine Lampe neben dem Bett brannte.

Emily holte durch die Nase Luft, daß die Nasenflügel vibrierten. Sie suchte etwas, aber keiner von uns wußte, was es war.

»Es ist nichts«, sagte ich. »Wir sind nicht deine Feinde, Emily, wir wollen dir helfen.«

Sie runzelte die Stirn. Das war der Moment, wo ihr Gesicht wieder

einen normalen Ausdruck annahm und ich einen ersten Erfolg auf der Habenseite verbuchte. »Helfen…?«

»Ja!«

Sie mußte sich räuspern. Ihr Blick glitt zu Suko. Er stand nicht mehr allein, denn Shao hatte sich zu ihm gesellt. Aber sie sah so aus, als befände sie sich auf dem Sprung. »Auch die beiden…?«

Ich nickte. »Auch sie.«

Emily fing an zu lachen. »Das glaube ich nicht. Nein, das glaube ich nicht.« Sie lachte und formte dazwischen die Worte. »Ich… habe keine Freunde hier. Nein, keine mehr, und auch nicht euch. Ihr seid nicht meine Freunde.«

»Doch…«

»Neiiinnn…!« kreischte sie und schüttelte zugleich den Kopf. »Nicht ihr, nicht ihr…« Ihre Stimme sackte weg.

»Wer dann?« fragte Shao.

Emily senkte den Kopf. Es sah so aus, als würde sie intensiv nachdenken. »Wer dann?« murmelte sie. »Wer dann?« Sie hob die Schultern. »Es gibt nur einen, ja, nur einen. Ich habe nur einen Freund. Nur einen einzigen.«

»Wer ist es?«

Sie lächelte plötzlich, aber unecht. Ich war schon froh, daß sie es überhaupt konnte. »Ihr kennt ihn nicht. Ich habe ihn ganz allein. Wir sind uns begegnet. Er ist ein Beschützer, er ist mein Beschützer, und er ist ein Engel, er ist wunderbar. Immer wenn er kommt, fühle ich mich geborgen.«

»Zebulon…?«

Ich hatte den Namen ausgesprochen, und Emily drehte sich zu mir um. »Ja, stimmt. Aber wage es nicht, seinen Namen zu nennen? Er ist mein Freund. Du bist nicht würdig, über ihn zu reden. Nicht du, nicht du, und auch du nicht.« Damit hatte sie uns drei angesprochen. Wir wußten jetzt, was sie von uns hielt.

»Aber er, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja«, erwiderte sie, wobei Erleichterung aus diesem Wort mitklang. »Er ist würdig. Und er wird euch zur Hölle schicken, wenn er sieht, was ihr mir angetan habt.«

»Du irrst dich, wir haben dir nichts angetan. Wir haben dir nur helfen wollen.«

»Das stimmt nicht. Ihr…«

»Nur helfen«, wiederholte ich. »Auch Zebulon wird dir helfen. Oder ist er es, der wie ein böser Geist in dein Innerstes gedrungen ist, um dich für seine Zwecke einzuspannen?«

»Was meinst du?«

»Emily«, sagte ich mit ruhiger Stimme. »Du weißt selbst, wozu du fähig bist. Hat dein Freund dafür gesorgt?«

Emily drehte sich von mir weg, als hätte ich sie unsittlich berührt. »Wieso das…?«

»Jemand muß es dir gezeigt haben.«

Sie schaute auf den Malblock. Ich wußte damit, daß sie meine Fragen begriffen hatte. »Ich kann es eben«, sagte sie leise. »Es ist einfach da, und es ist wundervoll. Ich kann es, das ist außergewöhnlich. Ich bin gut, ich bin so gut. Ich bin… ich bin…« Ihre Stimme versagte. »Ich werde euch alle zeichnen«, sprach sie nach einer Weile weiter. »Ja, ich werde euch alle zeichnen und dann töten. Ich muß es einfach tun. Ihr habt mir alles genommen.« Sie griff, bevor Suko oder ich noch eingreifen konnten, nach einem schwarzen Stift und wollte mit ihrer Arbeit beginnen.

Diesmal aber packte ich ihren Arm und drehte ihn auf den Rücken. Tränen traten in Emilys Augen, als sie den Schmerz spürte. Endlich ließ sie den Bleistift fallen.

»Nicht mehr«, sagte ich. »Das Sterben soll ein Ende haben. Es ist genug Blut geflossen.«

Das Mädchen reagierte nicht. Ich hatte erwartet, daß es sich aufbäumen würde, aber plötzlich war ihr alles egal. Beinahe körperlich war für mich spürbar, daß sie mit uns nichts mehr zu tun haben wollte. Sie hatte sich in sich selbst verkrochen, wobei das allerdings nicht alles war, denn sie stand plötzlich auf.

Dies geschah mit einer normalen Bewegung, so daß kein Mißtrauen in uns aufkeimte. Vor dem Schreibtisch blieb sie stehen, den Blick gegen das Fenster gerichtet, hinter dessen Scheibe sich Schatten unterschiedlichster Art und Größe abzeichneten. Oft dunkler als die Dämmerung. Ihre Hände hatte sie ausgestreckt und stützte sie auf die Platte. Dann lächelte sie. »Gleich«, drang es flüsternd aus ihrem Mund, »gleich ist es soweit. Gleich ist er hier. Ich spüre ihn, er ist bereits nah, sehr nahe sogar. Ich… ich kann ihn fast greifen.«

»Und weiter!« forderte ich sie auf.

»Ich freue mich auf ihn.«

»John, sie hat recht«, meldete sich Shao. »Auch ich kann ihn spüren. Er ist nicht mehr weit…«

Ich wußte, von wem die Rede war. Und ich wußte ferner, daß Zebulon, der Schattenkrieger, ein Wesen war, für das bestimmte Gesetze nicht galten. Er konnte sich bewegen, wie er wollte. Ihn würde kein Fenster und auch keine Mauer aufhalten können.

Hinter der Scheibe entdeckte ich eine Bewegung. Dort zuckte etwas hin und her, als wäre dunkles Papier im Wind geschwenkt worden. Für einen Moment sah es aus, als befände sich die Scheibe in einem Schmelzvorgang, der sie wie eine große Blase nach vorn drückte.

Die Bewegung blieb, sie bekam Formen, Konturen, und plötzlich stand eine unwahrscheinliche Gestalt im Raum.

»Zebulon!« schrie das Mädchen, startete wie eine Rennläuferin und warf sich in seine Arme…

***

Ja, es war unser Freund Barry F. Bracht in seiner zweiten Gestalt. Wir kannten seinen Anzug, wir kannten seinen Helm, wir kannten auch seine Flügel, die von den Schulterblättern an in die Höhe wuchsen. Wir kannten auch seinen Helm mit dem Sichtvisier, das er noch nach unten geklappt hatte, und wir kannten die geheimnisvollen Knöpfe auf seinem breiten Gürtel in der Körpermitte.

Er war nicht mehr feinstofflich. Als ein solcher hatte er die Scheibe durchdrungen, sich aber sofort gewandelt und hatte feste Konturen bekommen, denn nur so war es dem Mädchen möglich gewesen, sich in seine Arme zu werfen und auch von ihm gehalten zu werden.

Sie hielt ihre zu kurzen Arme um den Körper des anderen geschlungen, als wollte sie ihn nie mehr loslassen. Immer wieder flüsterte sie seinen Namen, und ihre Worte hörten sich an wie ein Gebet.

»Nie mehr will ich dich loslassen, nie mehr. Du bist mein Freund, der einzige, den ich habe. Wir haben uns in unseren Träumen getroffen, und wir werden uns immer wieder sehen. Ich wußte genau, daß du mich nicht im Stich lassen würdest. Du bist mein wahrer und einziger Freund, nicht sie.«

Zebulon hatte die Worte verstanden. Aber er reagierte auf seine Art. Er klappte das Sichtvisier in die Höhe, so daß wir sein Gesicht erkennen konnten.

Er hatte sich zwar äußerlich verändert, doch nur, was seinen Aufzug anging. Ansonsten sah er aus wie Barry F. Bracht, nur waren die Züge und Umrisse in seinem Gesicht vielleicht härter geworden, auch markanter und kämpferischer.

Wir wußten nicht genau, was er war. Gut, er war ein Mensch, zumindest sah er wie ein Mensch aus, aber gleichzeitig gehörte er auch zu den Personen, wie man sie eigentlich nur aus Filmen oder Romanen kannte.

Ein Geschöpf anderer, magischer Kräfte. In ihm hatten Träume Gestalt angenommen, er war also eine fleischgewordene Traumgestalt und gleichzeitig ein Wunschtraum.

Emily sprach weiter. Es waren böse Worte, die sie sagte. »Du wirst sie töten, nicht wahr? Du wirst diese Leute hier töten. Es sind nicht meine Freunde, auch wenn sie es behaupten. Du bist mein Freund, Zebulon, der einzige, den ich habe.«

Ich blickte ihm in die Augen. Ich sah auch die nachdenklich gerunzelte Stirn und verstand die Botschaft, die mir seine Augen zusandten. Bitte, halte dich heraus. Laß mich das machen. Ich werde

es schon schaffen. Ich werde alles richten.

Mit einem Nicken deutete ich mein Einverständnis an.

Zebulon drückte das Mädchen von sich weg. Trotzdem hielt es seine Hand. »Wir werden uns jetzt setzen«, sagte er. »Komm mit mir und berichte mir alles.«

»Du bist mein Freund! Du mußt sie erst töten!« Emily ließ nicht locker. »Nur dann geht es uns gut.«

»Ich bin jetzt bei dir. Also geht es dir gut.«

»Das stimmt.«

Er drückte sie auf das Bett. Steif blieb sie auf der Kante sitzen. »Und was das Töten angeht, wir werden sehen, wie sich alles entwickelt zwischen uns.«

»Gut, ich vertraue dir. Du hast mich noch nie enttäuscht.«

»Dann wirst du auch wissen, daß ich kein Freund des Tötens bin. Oder hast du das vergessen?«

»Nein.«

»Eben.«

Auch Zebulon nahm Platz. Er bewegte seinen Kopf in Richtung Tür. Wir drei verstanden das Zeichen und verließen das Zimmer. Von Emily wurde dies kommentarlos akzeptiert.. Sie drängte ihren Freund nicht, uns aufzuhalten oder uns das Leben zu nehmen. Diesmal war es ihr egal.

Im Flur draußen zog ich die Tür zu. Ließ sie aber spaltbreit offen, um verstehen zu können, was die beiden miteinander sprachen. Es konnte sehr wichtig sein, denn wir trauten Zebulon zu, daß er uns auf die richtige Fährte brachte, denn im Hintergrund lauerte noch immer eine große Unbekannte.

Ich hatte den Namen La Luna gehört. Noch war diese Person nicht in Erscheinung getreten, doch ich wurde einfach die Gewißheit nicht los, daß Zebulon mehr von ihr wußte, und ich hoffte, daß er auch mit seiner Freundin darüber sprach.

»Du hast es wieder getan, nicht wahr?« fragte er sie. Er sprach zum Glück so laut, daß wir ihn verstanden.

»Ja…«

»Warum?«

»Ich mußte es tun…«

»Hatte ich dir nicht geraten, es nicht mehr zu machen? Wenn du mich als deinen Freund ansiehst, dann hast du mich jetzt enttäuscht. Es sollte niemand mehr sterben.«

»Das wollte ich auch nicht.«

»Aber?«

Wir hörten Emily seufzen. »Das andere war stärker in mir. Ja, es war stärker, viel stärker. Es war eine große Macht, es war ein gewaltiger Schrecken, gegen den ich nicht ankonnte. Warum begreifst du das

nicht? Ich bin nicht ich… Ich habe alles versucht. Ich wollte meine Feinde nicht mehr bei mir haben. Ich wollte, daß sie durch eine Figur von mir getötet wurden…«

»Das ist der falsche Weg, Kind.«

Eine kurze Pause. Dann: »Ja, du hast recht. Du hast ja so schrecklich recht, glaube ich. Aber… aber die andere Kraft ist stärker. Sie ist wie ein Monster, das in mir klebt. Immer wieder kriecht sie in mir hoch. Sie dringt in meinen Kopf ein, und sie erklärt mir, was ich tun soll. Ich gehorche dann.«

»Das solltest du aber nicht. Darüber haben wir gesprochen, Emily.« In Zebulons Stimme klang nicht die Spur eines Vorwurfs mit.

»Das weiß ich ja.«

»Und doch hast du es getan.«

»Stimmt.«

»Konntest du nicht anders?« Der Schattenkrieger baute ihr eine goldene Brücke.

»Sie hat mir doch geholfen. Sie hat sich… ich…« Emily suchte nach den passenden Worten. »Nicht nur du bist mir in meinen Träumen begegnet, auch sie. Und sie hat mich ausgesucht. Ich kann nur durch sie so malen, das habe ich dir gesagt.«

»Stimmt, meine Liebe. Aber ich habe dir gesagt, daß ich dir helfen möchte. Du mußt versuchen, sie zu vergessen. Sie meint es nicht gut mit dir. Sie meint es nur gut mit sich selbst, denn sie sucht einen Ausweg aus ihrem eigenen Dilemma.«

»Ich verstehe.«

»In dieser Nacht muß es sich entscheiden, Emily. Es gibt keinen anderen Weg.«

»In dieser Nacht?«

»Ja.«

»Mit dir?«

»Auch.«

»Wirklich?«

»Du kannst dich auf mich verlassen!« versprach Zebulon. »Ich werde an deiner Seite bleiben.«

»Hier im Zimmer? Dann habe ich auch keine Angst mehr vor den anderen, glaub mir.«

»Nein, Emily, das wird sich leider nicht einrichten lassen. Nicht hier im Zimmer. Wir müssen weg. Hier ist die Welt zu klein für uns beide geworden.«

»Aber wo sollen wir hin?«

»Dort, wo wir sie finden. Ich habe dir schon einmal von der Krypta erzählt.«

»Von diesem Grab?« In ihrer Stimme schwang die Panik mit. »Wo es so schrecklich dunkel ist?«

»Keine Sorge, denn ich bin bei dir.«
»Aber es bleibt dunkel.«
»Der Mond wird scheinen.«
»Dann wird sie erwachen.«
»Damit müssen wir rechnen.«
»Willst du das denn?«
»Ja, ich will, daß La Luna erwacht. Ich möchte mich ihr stellen und sie etwas fragen.«
»Was denn?«
»Das wirst du hören, wenn wir dort sind.«
Eine Schweigepause entstand. Dann fragte das Mädchen flüsternd, um sich noch einmal zu vergewissern: »Du wirst tatsächlich bei mir bleiben und mich beschützen?«
»Ich verspreche es dir.«
»Aber was ist mit den anderen?«
»Sie gehen uns nichts an.«
»Du mußt sie vernichten.«
Zebulon lachte leise. Dann fragte er: »Versprichst du mir, daß du hier sitzen bleibst, während ich für einen Moment hinausgehe.«
»Nein, laß mich nicht allein. Bitte nicht, ich habe Angst.«
»Die brauchst du nicht zu haben. Ich werde nicht weggehen. Ich bleibe in deiner Nähe.«
»Du willst zu den anderen - nicht?«
»Ich spreche mit ihnen. Und ich glaube, daß du dich vor ihnen nicht zu fürchten brauchst.«
Die ruhige Stimme und die beruhigenden Worte des Schattenkämpfers waren bei Emily nicht wirkungslos geblieben. Wir hörten keinen Protest, als sich Zebulon von seinem Platz erhob, auf die Tür zuging und sofort danach bei uns war.
»Ihr habt alles gehört?« fragte er uns.
Wir nickten synchron.
Der Schattenkrieger gestattete sich ein Lächeln. »Es ist nicht einfach für mich gewesen, Emily in die richtige Spur zu bringen, aber ich habe es geschafft, und ich hoffe, daß wir uns auch weiterhin in dieser Spur bewegen können.«
»Sie führt in eine Krypta?« fragte Shao.
»Ja.«
»Wo finden wir sie?«
»Nicht weit von hier. Da gibt es einen winzigen Ort. Er heißt einfach nur La Ville. Er war einmal eine Künstlerkolonie. Da haben sich Maler und Bildhauer zusammengefunden, um in Ruhe ihrer Arbeit nachgehen zu können und um preiswert zu leben. Das aber ist längst Vergangenheit. Die Künstler haben das Dorf verlassen, die Häuser stehen leer.«

»Gab es dafür einen besonderen Grund?« wollte Suko wissen.
»Ich kenne ihn nicht. Es kann sein, daß es nicht mehr im Trend lag, auf dem Lande zu leben. Jedenfalls haben sich die Künstler in alle Winde verstreut. Die Häuser stehen leer und verfallen. Allerdings hörte ich, daß die Häuser hin und wieder Jungen und Mädchen als Spielplatz dienen, außerdem Wandergruppen als Schutz. Im Prinzip ist dieser Ort jedoch verlassen.«
»Bis auf die Krypta«, warf ich ein.
»Genau.«
»Wieso eine Krypta?«
Zebulon gestattete sich ein Lächeln. »Auch das ist eine Geschichte für sich. Es gab eine Malerin unter den Künstlern, die hat sich die Krypta errichten lassen.«
»La Luna!«
»So hieß sie, John.«
»Ein Künstlername?«
»Richtig. Sie bezeichnete sich als eine Mondgöttin. Sie war immer davon überzeugt, daß die Kraft des Mondes die Verantwortung für sie übernommen hatte. Der Mond war es, der sie zu großen Leistungen anspornte.«
»Aber sie ist kein Vampir?« fragte Suko.
»Nein, das nicht.«
»Starb sie denn?«
»Ja, sie war ein Mensch.«
»Und sie wurde in der Krypta beigesetzt?« Der Inspektor ließ nicht locker.
»Was heißt beigesetzt? Man hat sie dort hingestellt.«
»Eine Leiche?«
Zebulon wiegte den Kopf. »Wir müssen davon ausgehen, daß sie nicht eine Leiche ist, wie wir sie kennen. In einem Testament hat sie zuvor bestimmt, was mit ihr nach ihrem Tod geschehen sollte. Sie wurde einbalsamiert mit Mondstaub. Aus ihm wurde eine Paste hergestellt, die ihren gesamten Körper bedeckte. Es war so etwas Ähnliches wie eine Hexensalbe. Nachdem diese Arbeit abgeschlossen war, wurde sie in die Krypta geschafft und auf einen Sockel gestellt. Man gab ihr einen Mantel mit und einen Degen, denn in ihrem Leben ist sie oft durch die Nacht geritten, nur mit dem roten Mantel bekleidet und mit dem Degen bewaffnet. Sie hat auch gesagt, daß sie nicht so tot sein wird wie die anderen, denn immer wenn der Vollmond durch eine Öffnung im Dach der Krypta in dieses Grab hineinscheint, nimmt sie die Kraft auf. Dann trinkt sie das Licht, und dieses Mondlicht ist in der Lage, sich mit ihrem Geist zu verbinden. Ich weiß selbst, daß es sich für euch ungewöhnlich anhört, aber wir müssen davon ausgehen, daß dem so ist. Der Körper bleibt, der Geist

aber, durch das Mondlicht gelöst, begibt sich auf Wanderschaft.«
»Und den hast du getroffen?« fragte Shao.
»Ja, als Zebulon, als Schattenkrieger. Wir trafen uns im Nirgendwo, und ich erfuhr ihre Geschichte, die ich euch heute erzählt habe.«
»Was aber hat Emily damit zu tun?«
Zebulon hob die Schultern. »Emily ist für La Lunas Geist so etwas wie ein Stützpunkt geworden. Sie ist ungemein wichtig, sie hat jemand gesucht, und sie geriet an Emily, deren Geist zwar nicht gerade verwirrt ist, die aber unter starken Verhaltensstörungen gelitten hat. Sie tötete damals ihre Eltern, man schickte sie in die Klinik zur Rehabilitation, und sie wäre vielleicht irgendwann einmal entlassen worden. Psychisch war sie schwach, was der Geist dieser La Luna bemerkte und für sich ausnutzte. Ich will nicht behaupten, daß La Luna in Emily eine Wiedergeburt erfahren hat, aber sehr weit ist es nicht davon entfernt. Beide bilden bei Vollmond eine Einheit, dann gehen die künstlerischen Talente auf Emily über, die sowieso schon früher gut malen konnte. Jetzt ist sie perfekt geworden, so perfekt wie es La Luna einmal war. Das ist praktisch die ganze Geschichte, aber ich warne euch auch vor ihr.«
»Nicht vor Emily?« fragte ich.
»Warum?«
»Na ja, weil ich nach den Worten das Empfinden habe, daß sich La Lunas Kraft nicht nur in Emily festgesetzt, sondern sich noch verstärkt hat.«
»Das ist durchaus möglich. Gehen wir davon aus, es hier mit einem magischen Phänomen der ersten Güte zu tun zu haben. Es wird nicht einfach für uns sein, die Verbindung zwischen den beiden zu knacken. Ich habe es bisher nicht geschafft.«
»Dann hast du keinen direkten Kontakt mit La Luna gehabt?« fragte Shao.
»Bisher nur mit Emily. Mit der Mondgöttin allerdings auf einer anderen Ebene.«
»Du wirst uns erklären, wo wir hinmüssen«, sagte ich.
»Natürlich. Es ist zudem nicht sehr weit.«
»Und da werden wir dich und Emily treffen?«
Zebulon nickte.
»Wir werden in die Krypta hineingehen.«
»Das ist wichtig.«
»Und wir werden versuchen, die Mondgöttin zu zerstören.«
»Auch das.«
»Was aber geschieht dann mit Emily?«
»Das weiß ich nicht«, erklärte Zebulon. »Ich hoffe, daß ich sie beschützen kann.«
Aus dem Zimmer hörten wir die Stimme des Mädchens. »Kommst du

bald, Zebulon?«

»Keine Sorge, ich bin gleich bei dir.«

»Die genaue Wegbeschreibung, bitte.« Shao erinnerte den Freund daran.

Wir bekamen sie.

Es war wirklich nicht weit. Knappe zehn Kilometer tiefer in das Land hinein.

»Wir werden uns dann dort sehen«, sagte Zebulon. Er schaute uns dabei ernst an. »Hoffen wir, daß alles gutgeht.«

Ich lächelte. »Irgendwie packen wir das schon.«

Die Antwort hatte Zebulon nicht mehr verstanden. Da war er bereits in Emilys Zimmer verschwunden…

***

Ein Ort der Ruhe, der absoluten Stille, durchweht vom Hauch des Todes und des Vergänglichen.

Die Krypta eben!

Sie war aus dunkelroten Ziegelsteinen errichtet worden und hatte die Form eines Pavillons mit einem spitz zulaufenden Kuppeldach als Abdeckung. Es gab keinen Vorraum. Wer die Tür öffnete, befand sich sofort im Zentrum der Krypta und konnte die wenigen Schritte bis zum eigentlichen Ziel vorgehen; wo auch der flache Sockel seinen Platz gefunden hatte, auf dem *sie* stand.

Eine steinerne Schönheit mit dem Namen La Luna. In der Dunkelheit der Gruft glänzte sie wie Alabaster. Ihr völlig nackter Körper schien sich der Finsternis entgegenstemmen zu wollen und zugleich nach dem Licht zu schnappen, denn der Kopf dieser Gestalt war nach hinten gelegt, so daß sie mit ihren Totenaugen gegen die Decke der Gruft schauen konnte.

Und genau dort, wo die verschiedenen Seiten des kleinen Turms zusammenliefen, befand sich die Lücke.

Ein kreisrundes Loch, bedeckt mit Glas, durch das der Schein der Sonne und auch das Mondlicht in die Krypta eindringen konnte. Wenn der Mond senkrecht über dem Haus stand, dann wurde das Licht durch das Glas gebündelt und fiel wie ein senkrecht fallender Lichtspeer in die Tiefe, genau gegen das Gesicht der Toten.

Es gab nur diese eine Lichtquelle in der Krypta. Die Wände wiesen keine Fenster auf, es gab keine weiteren Öffnungen, es war ansonsten nichts vorhanden.

Nur eben dieser Zutritt!

In dieser Nacht näherte sich der Mond wieder der Idealstellung…

***

Wir fuhren durch ein Land, das von einer ungewöhnlichen Dunkelheit verschluckt worden war.

Mondlicht und das der anderen Gestirne dienten als Orientierungshilfen.

Wir hatten uns nur kurze Zeit noch in der Klinik aufgehalten und mit Dr. Prudomme gesprochen. Er war um Jahre gealtert, stand noch immer unter Schock, aber er hatte getan, was getan werden mußte und die Leiche seiner Mitarbeiterin in den Keller geschafft. Allein, denn Zeugen hatte er dabei nicht haben wollen.

Wir hatten ihm auch abgeraten, die Polizei schon jetzt zu verständigen. Das konnte er am nächsten Tag erledigen, wenn wir wieder bei ihm waren, um ihm zu helfen.

Er hatte uns versprochen, sich daran zu halten, und so waren wir mit einem relativ guten Gewissen losgefahren, in einem Leihwagen, den wir uns noch in Paris besorgt hatten.

Von Zebulon und seinem Schützling hatten wir nichts mehr gesehen. Sie würden einen anderen, für sie bequemeren Weg nach La Ville nehmen.

Ich fuhr den Renault, Suko saß neben mir, und Shao hatte ihren Platz auf der Rückbank gefunden.

Ohne viel miteinander zu reden, waren wir drei voll konzentriert. Permanent suchten wir den dunklen Himmel und die Gegend nach Unbekanntem ab.

Es zeigte sich keine Veränderung. Ein gewaltiges, unermeßliches, graublaues Tuch spannte sich von Horizont zu Horizont. Ein Tuch, in das zahlreiche Löcher hineingeschnitten worden waren. Die meisten, die kleinen, für die Sterne, das große und kreisrunde Loch für den Mond, der sehr klar am Himmel stand. Ein Zeichen, daß sich das Wetter halten würde.

Uns umgab eine warme Sommernacht. Es war schwül und drückend. Der Renault war nicht mit einer Klimaanlage ausgerüstet, und so holten wir uns ein wenig Erfrischung durch die offenen Fenster.

Wir sahen die Landschaft kaum, aber wir rochen sie. Der Duft von Rosen, Salbei und Heu wehte ins Wageninnere.

Das Gelände war nicht ganz flach. In der klaren Sommernacht machte es auf mich den Eindruck einer künstlichen Kulisse, die einfach nicht weichen wollte.

Ich konnte nichts dagegen tun, aber so war es. Zudem fühlte ich mich wie einer, der die gesamte Tragweite des Falles noch nicht richtig begriffen hatte. Die Erlebnisse mit Emily und den sie umgebenden Personen kamen mir so fern vor, als hätte man ein Stück aus meiner direkten Erinnerung entfernt.

Und so rollten wir durch die Nacht. Den hellen Teppich der Scheinwerfer als Bote vor uns herschiebend. In ihn hinein wallten die von den Reifen aufgewirbelten Staubwolken, als wollten sie uns noch einen zusätzlichen Schutz bieten.

Wir waren auf einer Straße geblieben. Irgendwo sollte an der rechten Seite eine Abzweigung kommen, die uns direkt in die leerstehende Künstlerkolonie La Ville führte. Als Sichtschutz sollte diesen wenigen Häusern ein kleines Waldstück dienen.

Danach hielten wir Ausschau, denn wir mußten einfach davon ausgehen, daß es sich in dieser Landschaft als kompakter Schatten abzeichnete, aber noch war nichts zu sehen.

Möglicherweise hinter einer Kurve, in die der blasse Lichtteppich hineinleuchtete. Der Staub nahm kein Ende, die Wolken drängten sich weiter in das Licht hinein, und die Bahnen der Scheinwerferstrahlen tanzten behäbig in dem Rhythmus, in dem sich auch unser Wagen schaukelnd weiterbewegte.

»Da ist es!« Shao hatte sich vom Rücksitz her gemeldet und deutete durch die Scheibe.

Auch wir schauten nach rechts.

Der Wald war da.

Natürlich nur als schattenhafte, kompakte Masse, denn Einzelheiten oder Lücken konnten wir nicht feststellen. Wir sahen auch keine Häuser, die aber sollten von den Bäumen ja abgedeckt sein.

Der Feldweg verdiente den Namen kaum. Er war mehr eine Spur für Trecker, in die ich den Wagen hineinlenkte. Schlaglöcher, Querrillen, kleine Buckel, danach wieder Mulden, all dies schluckte die Federung des Fahrzeugs locker.

Hasen huschten von links nach rechts durch den hellen Glanz der Scheinwerfer. Der Weg kam uns vor, als würde er direkt in den Wald hinein und dann hindurchführen, das aber tat er nicht, denn er knickte relativ scharf zur linken Seite hin ab und führte am Waldrand entlang weiter, wobei das Unterholz sich hervorgeschoben hatte und es uns manchmal vorkam, als würden irgendwelche Hände an der Karosserie entlangschaben.

Es änderte sich.

»Wer sagt's denn?« brummte Suko, als wir freie Sicht hatten und ich das Fernlicht einschaltete.

Gleichzeitig verminderte ich das Tempo, wir rollten dem Ziel langsamer entgegen, um einen ersten Eindruck von ihm zu bekommen.

La Ville war eine Kulisse. Eine leere Kulisse, die durch das bläulichweiße Fernlicht wie auf einer Bühne stehend wirkte.

Vergleiche schossen mir durch den Kopf. Wir hatten die normale Welt verlassen und rollten nun hinein in eine fremde, in eine gleichzeitig auch leere, denn von den wenigen Häusern, in denen sich einmal die Künstler aufgehalten hatten, strömte nichts ab.

Es gab kein Leben.

Wir sahen keine Menschen, keine Tiere. Jetzt fehlten selbst die Hasen

von vorhin.
Eine richtige Straße hatte es auch nicht gegeben, nur ein Weg, der zwischen den Häusern vorbeiführte. Er war nicht asphaltiert worden, nur festgestampft, und so hatten sich im Laufe der Zeit Unkraut, Gräser und wilde Blumen ausbreiten können, die den Weg bedeckten wie ein natürliches Muster.
»Die Krypta sehe ich nicht«, sagte Shao, als wir soeben die ersten beiden Häuser passiert hatten. Sie standen sich gegenüber, allerdings nicht normal mit den Fronten zueinander, sondern schräg, und sie waren sehr verwinkelt gebaut worden, als hätte sich der Architekt nicht entscheiden können, ob er nun ein Haus baute oder einen kleinen Turm.
Ich trat auf die Bremse. Der Wagen stand und wippte leicht nach, dann schaltete ich den Motor aus und zog den Zündschlüssel. Als mein Sicherheitsgurt an mir hochrutschte, gab ich Shao auch eine Antwort. »Ich denke, daß diese Gruft versteckt ist.«
Suko war schon ausgestiegen. »Laßt uns den Ort erst einmal durchsuchen, dann sehen wir weiter.«
Zunächst schauten wir zum Mond hoch. Es war wie ein Zwang, und man konnte ihn auch nicht übersehen, denn er stand als gelber Kreis direkt über der verlassenen Künstlersiedlung und glotzte herab wie ein riesiges Himmelsmonster, das nur mit einem Auge ausgestattet war.
Sein Licht war kalt, es war ideal für Vampire und andere Geschöpfe der Nacht. Mich hätte es nicht gewundert, hätte ich plötzlich das Heulen eines in der Verwandlung steckenden Werwolfs erlebt.
Eine tote Kolonie, feindlich im Mondlicht liegend. Fassaden, die an einige Stellen silbrig wie Fischhaut schimmerten, wenn das Licht sie streichelte. Fensterscheiben, die nur teilweise noch erhalten waren. Es gab keine Bäume zwischen den Häusern, obwohl die Lücken groß genug waren. In ihnen hatte sich das Unkraut ausbreiten können.
Wir standen in der Dunkelheit vor dem Auto wie Schauspieler, die auf das Kommando ihres Regisseurs warteten, um sich endlich bewegen zu können.
Niemand sagte uns etwas, wir gingen von allein weiter, denn unser Ziel war noch immer die Krypta.
Wo war sie gebaut worden?
Nichts war zu sehen. Die relativ hohen Häuser deckten jedes andere Gebäude ab. Ich dachte auch daran, daß eine Krypta eine Grabstätte war, die in der Erde lag. Das schien hier nicht so zu sein, zumindest hatte Zebulon nichts davon berichtet. Vielleicht war der Name Krypta auch falsch. Da wäre Gruft oder kleines Mausoleum möglicherweise passender gewesen.
Wie dem auch war, wir würden hier die Entscheidung finden.
Ich schaute Suko an. Sein Gesicht schimmerte in der Dunkelheit

ebenso wie das meine. »Ist der Ort hier leer? Was sagst du?«
»Ich habe zumindest niemanden gesehen.«
»Was ist mit Zebulon und Emily?« erkundigte sich Shao. »Kann ja sein, daß sie schon hier sind und auf uns warten. Sollten wir sie nicht eventuell rufen?«
»Nein.« Ich war dagegen. »Laß uns erst die Krypta finden. Danach werden wir weitersehen.« Ich konnte mir gut vorstellen, daß sich die La Luna ihre Grabstätte nicht unbedingt in die Mitte dieser Kolonie gesetzt hatte, sondern etwas außerhalb. Bei der Einfahrt hatten wir ein derartiges, grabähnliches Gebäude nicht gesehen, deshalb konnte es seinen Platz durchaus am anderen Ende gefunden haben.
Unsere Tritte waren die einzigen Geräusche. Es gab keinen Wind, der in unsere Gesichter wehte oder mit losen Dachpfannen gespielt hätte. Zwar hatten wir uns an das Mondlicht gewöhnt, es war uns letztendlich doch zu wenig, und deshalb holten wir unsere Lampen hervor und schalteten sie ein. Suko leuchtete nach links, ich nach rechts, und Suko war es, der plötzlich leise auflachte und dann stehenblieb. Er hatte den Strahl der Leuchte gegen eine bestimmte Stelle an einer Hauswand gerichtet, und nun sahen auch wir, was er meinte.
Genau dort stand ein Fahrrad!
Kein verrosteter, alter Drahtesel, sondern ein normales Rad, das im Licht der kleinen Lampe neu wirkte.
»Was hältst du davon?« fragte Suko.
»Keine Ahnung.«
»Es scheint noch jemand hier zu sein«, sagte Shao. »Und dieser Jemand ist mit einem Rad gekommen.«
»Sieht so aus.« Suko ging auf den Drahtesel zu, ich folgte ihm etwas langsamer.
Wir blieben daneben stehen und mußten zugeben, daß es tatsächlich stimmte. Das Fahrzeug auf zwei Rädern sah sehr gepflegt aus, als wäre es frisch geputzt worden.
»Und jetzt?« fragte Suko, als er mit der ebenfalls blanken Klingel spielte und beinahe erschrak, als ein hohes »Ping« durch die leere Kolonie hallte.
»Warten wir auf den Fahrer.«
Es sollte ein Scherz gewesen sein, und Suko faßte ihn auch so auf. »Meinst du Zebulon?«
»Alles ist möglich.«
Alles war auch möglich. Das erlebten wir wenig später, als wir plötzlich das Geräusch von Schritten hörten. Nicht weit entfernt, aber nicht im Haus, sondern daneben. Die Gestalt war noch durch die Ecke unseren Blicken verborgen. Wir richteten uns auf jede Überraschung ein und gingen zu verschiedenen Seiten hin weg, die Hände berührten

dabei die Griffe unserer Berettas.
Die Tritte nahmen an Lautstärke zu. Selbst das Mondlicht erzeugte Schatten, und ein ganz schwacher drückte sich zuerst um die Hausecke herum.
Dann sahen wir die Gestalt.
Es war ein Mann.
Er trug sichtbar keine Waffe, soviel erkannten wir schon, was für eine leichte Entspannung sorgte.
Die änderte sich rasch, als wir zugleich den Mann erkannten.
Es war ein Toter, ein Verschwundener, jemand, der durch die Magie des Mädchens auf dem Friedhof Père Lachaise vor unseren Augen stückweise verschwunden war.
Shao sprach den Namen aus. »Absalom…«

***

Als der Mann hörte, daß wir seinen Namen kannten, änderte er von einem Augenblick zum anderen sein Verhalten und blieb auf der Stelle stehen. Er hatte uns erst jetzt gesehen, drehte den Kopf, schaute gegen uns und fragte: »Sie kennen mich?«
»Ja.«
»Woher?«
»Aus Paris«, sagte. Suko wieder. »Vom Friedhof Père Lachaise, wo auch die Ratten waren.«
Er nickte. Eine Pause entstand. »Ja«, sagte er dann leise. »Die Ratten, ich… ich weiß…«
»Aber Sie dürfen nicht mehr leben«, flüsterte Shao. »Das… das… dürfen Sie einfach nicht.«
Die Chinesin hatte Absalom mit ihrer Bemerkung einen leichten Schock versetzt. »Nicht mehr leben? Warum das denn nicht?«
»Weil wir sahen, wie sie starben.«
Er schwieg wieder. Wir hatten Zeit, ihn anzuleuchten, und wir mußten zugeben, daß er sich von dem Mann, der vor unseren Augen buchstäblich zerschnitten worden war, in nichts unterschied. Das gleiche Gesicht, die gleichen struppigen Haare, auch der alte Mantel aus Sackleinen, der mehr wie ein Umhang wirkte, all das kam bei ihm zusammen und vervollständigte sich zu diesem Bild.
Doch die Erklärung lag auf der Hand. Wir wußten sie jetzt, nachdem die erste Überraschung vorbei war.
Auf dem Friedhof war nicht der echte Absalom gestorben, sondern sein Doppelgänger. Emily mußte ihn gezeichnet und auf den Friedhof geschickt haben. Wir hatten uns davon täuschen lassen.
»Ich starb also.«
»Ja«, sagte Suko.
Er wischte über seine Stirn. »Das habe ich mir zwar nicht gedacht,

aber ich habe es nicht ganz ausschließen können, nachdem ich aus Paris geflohen bin.«

»Sie sind weggelaufen? Warum?«

»Ich wäre meines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Cunard und zwei seiner Leibwächter sind durch die Rattenbisse gestorben. Aber das bin nicht ich gewesen, der die Ratten leitete, es war ein anderer, der ebenso aussah wie ich, ein Doppelgänger. Ich bin geflohen - hierher, und ich weiß den Grund nicht.«

»Hat man Sie nicht hergelockt?«

Absalom legte eine Hand gegen seine Stirn, als wollte er die Gedanken beisammen halten. »Das kann ich nicht so genau sagen. Ich hatte allerdings das Gefühl, einer Stimme zu folgen. Wissen Sie, ich kam mir vor, als wäre ich nicht ich selbst, als würde ich neben mir herlaufen. Alles was in Paris passiert ist, das ist auch geschehen, da mischte ich sogar mit, aber trotzdem bin ich es nicht gewesen. Ich kam mir vor wie manipuliert.«

»Da können wir nicht widersprechen«, sagte ich.

»Aber Sie wissen keine Lösung - oder?«

»Nein.«

»Das ist schlecht.«

»Trotzdem können wir es versuchen.«

Nach diesem Vorschlag schaute er etwas skeptisch, um dabei meine nächste Frage zu hören. »Ist Ihnen ein Mädchen namens Emily Craton ein Begriff?«

»Emily?« Er hatte den Namen so ausgesprochen, als wäre er ihm längst ein Begriff.

»Ja.«

»Ich kenne sie.«

»Woher?«

Er hob die Schultern. »Ich habe sie mal in Paris getroffen, auf einer der zahlreichen Brücken. Dort hat sie gesessen und gemalt. Daher kenne ich die Kleine.«

»Sie müssen sich aber mit ihr unterhalten haben, da Sie sich so gut an sie erinnern«, sagte Suko.

»Das habe ich auch.«

»Wissen Sie noch, worüber Sie beide gesprochen haben?«

»Nein, nicht mehr so gut. Ich weiß nur noch, daß ich ihr Talent bewundert habe, ein außergewöhnliches Talent, wie ich meine. Sie konnte hervorragend malen. Wie Sie wissen, ist Paris noch immer ein Mekka der Künstler, aber Emily gehörte zu den besten. Was sie malte, war einfach phantastisch. Deshalb habe ich mir auch ihren Namen gemerkt. Außergewöhnliche Menschen vergißt man eben nicht.«

Da hatte er hundertprozentig recht, aber das war uns zu wenig, und Shao erkundigte sich danach, ob er später nicht doch noch einmal

Kontakt mit der jungen Malerin gehabt hatte.
»Nein, wie ich Ihnen schon sagte, ich habe sie nur einmal gesehen und gesprochen.«
»Trotzdem sind Sie hier?«
»Ja.« Er nickte. »Moment mal. Ihre Frage hat sich angehört, als käme auch Emily hierher.«
»Damit rechnen wir«, sagte Shao.
Absalom schaute uns der Reihe nach an. Wir sahen, wie er den Kopf schüttelte. Es war förmlich an seinem Gesicht abzulesen, welche Gedanken ihn beschäftigten. »Was Sie alles wissen oder auch von mir wissen, kann mich schon ängstlich machen. Aber ich weiß nichts von Ihnen. Darf ich fragen, wer Sie sind?«
Es war fast wie auf dem diplomatischen Parkett. Wir stellten uns namentlich vor. Er nickte, konnte aber mit diesen Namen beim besten Willen nichts anfangen, wie er zugab, und in London war er auch noch nie in seinem Leben gewesen.
»Dann sind Sie gekommen, um dieses Rätsel zu lösen, denke ich. Sie wollen Klarheit auch über mein Ende.«
»In der Tat.«
Er schüttelte den Kopf. »Warum ich? Warum bin ich gerade betroffen? Was habe ich getan?«
»Nichts Großartiges«, erwiderte Suko. »Sie werden nur auf Emily einen gewissen Eindruck gemacht haben. Deshalb ist die Wahl bei ihrer Zeichnung einzig und allein auf Sie gefallen.«
»Meinen Sie das?«
»Davon bin ich sogar überzeugt.«
Absalom breitete die Arme aus. »Und anschließend ist alles nach einer gewissen Regie abgelaufen.«
»So ist es richtig.«
Er trat gegen einen Stein und lauschte seinem Wegkullern nach. »Und jetzt sind wir hier. Wie bestellt, wie hingeführt, als würden wir an den Fäden des Schicksals hängen, das uns zusammenbringen soll.« Er deutete in die Runde. »Ich bin ja schon etwas länger hier«, gab er zu. »Ich habe mich auch umsehen können, aber ich bin der einzige in dieser komischen Welt bis vor kurzem gewesen, und ich weiß noch immer nicht, was ich hier eigentlich soll.«
»Haben Sie die Häuser durchsucht?« fragte ich.
»Ja.«
»Und? Mit welch einem Ergebnis?«
»Es gab keines. Die Häuser sind alle leer, bis auf ein paar Einrichtungsgegenstände, die wohl niemand mehr haben wollte. Diese Kolonie ist ein idealer Schlupfwinkel, und ich wundere mich, daß er noch nicht entdeckt wurde. Hier können Kinder oder Jugendliche noch richtige Abenteuer erleben, finde ich.«

»Die auch tödlich enden können«, gab Shao zu bedenken. »Gehen Sie bitte davon aus, daß nicht alle leer sind.«

»Was wollen Sie damit sagen.«

»Daß wir durchaus beobachtet werden können, aber außerhalb unserer menschlichen und weltlichen Grenzen. Das meine ich damit.«

»Wenn Sie es verstehen, freue ich mich für Sie. Bei mir ist es nicht der Fall.«

Ich kam wieder auf die Durchsuchung dieser Kolonie zu sprechen und ließ sie mir noch einmal bestätigen. »Ist Ihnen dabei kein besonderes Bauwerk aufgefallen, das sich von den übrigen Häusern hier unterscheidet? Oder haben Sie vielleicht einen Weg entdeckt, der in die Erde führt, wo ein bestimmtes Ziel liegt?«

Er zog seine Augenbrauen zusammen. »Können Sie das nicht genauer beschreiben?«

»Leider nein, weil ich es selbst nicht kenne.«

»Dann muß ich auch passen.« Er senkte den Kopf. »Oder?« Wieder hob er den Kopf an. »Jetzt, wo Sie es gesagt haben, fällt es mir wieder ein. Da ist etwas gewesen, aber ich war noch nicht dort. Es steht außerhalb des Ortes, es ist ein ungewöhnliches Gebäude und wirkte auf mich wie ein auf dem Boden stehender Kirchturm ohne Basis. Da hat man eben nur den Turm gebaut.« Er zeichnete die Kuppel mit den Händen nach. »So hat der Bau ausgesehen.«

»Das ist die Krypta«, sagte Suko.

»Bitte was?«

»Eine Krypta.«

»Nein«, widersprach Absalom, »auf keinen Fall. Ich kenne Krypten. Sie sind Grabstätten, die in Kirchen liegen, und zwar unter der Erde. Dieser Bau ist nie im Leben eine Krypta.«

»Aber er könnte als Grabmal gedient haben«, sagte ich.

»Na ja, irgendwo schon. Ich habe nicht hineingeschaut und weiß nicht mal, ob Fenster vorhanden sind.« Er schüttelte den Kopf. »Warum ist das denn so wichtig für Sie?«

»Es könnte sein, daß wir in der Krypta die Lösung des Rätsels finden«, gab Suko zu.

»Aha.«

Shao stellte ihm noch eine Frage. »Sagt Ihnen der Name La Luna etwas?«

Absalom schaute sie starr an. Er wiederholte den Namen und schüttelte den Kopf. »Pardon, den habe ich nie gehört? Nicht in diesem Zusammenhang. Ich habe mich früher mal für Opern interessiert, da gibt es einen Grafen Luna in der Oper Troubadour, aber den werden Sie wohl kaum gemeint haben. Außerdem haben Sie ja von einer La Luna gesprochen, einem weiblichen Wesen.«

»Also nichts«, sagte Shao.

»Richtig.«
»Dann können wir gehen«, schlug ich vor.
»Wo wollen Sie denn hin?«
Ich lächelte Absalom zu. »Diese Krypta interessiert uns gewaltig…«
Der Mond wanderte weiter!
Noch immer streute er sein Licht auf die Erde, als wäre er auf der Suche nach irgendwelchen versteckten Gegenständen, die unbedingt gefunden werden mußten.
Näher und näher rückte er seinem Ziel…
Unbeweglich stand die alte Krypta in der Nacht. Ihr Dach oder Turm stach in den dunklen Himmel wie ein kompakter Wächter. Dunkle Steine bildeten die Außenmauern, die an der Spitze zusammenliefen, sich aber dort nicht ganz trafen, denn es war ein großer Kreis ausgelassen und mit Glas gefüllt worden.
Wie ein starres Auge schaute er in den Himmel, als wollte er die unzähligen Gestirne beobachten.
Der Mond blieb nicht stehen…
Sein Weg war vorgezeichnet, und wo sein bleiches Licht hintreffen sollte, da traf es auch hin.
Er suchte sein Ziel. Er wanderte, er schlich wie ein Dieb über das dunkle Tuch des Himmels.
Und er näherte sich mit seinem Schein der geheimnisvollen Krypta. In ihr war es noch immer still wie in einem tiefen Grab. Nicht das leiseste Geräusch war zu hören. Kein Rascheln, kein Schaben oder Flüstern. Das Innere wurde eingehüllt von einer nahezu kompakten Stille, die wie schweres Blei wirkte.
An einer Stelle erhielt das Kuppeldach bereits einen helleren Streifen. Nur schwach, aber doch erkennbar, wenn jemand genau hinschaute. Seidenweiche Hände schienen das Dach bestrichen zu haben, und das Licht des Mondes sickerte auch in das Gemäuer hinein.
Seine Kraft war da.
Noch nicht stark, erst im Aufbau begriffen, aber sie hielt die geheimnisvolle Krypta bereits umfangen, und die Kraft fing auch damit an, sich auszubreiten.
Noch floß kein heller Schein durch das Innere. Noch blieb das Glas oben in der Spitze dunkel, und doch war etwas geschehen, was von den üblichen Normen abwich.
La Luna spürte es!
Regungslos stand die Figur auf dem Sockel. Auch weiterhin den Kopf zurückgelehnt, von dem die Haare abstanden wie erstarrte Schlangenkörper. Es war ein dichter Wirrwarr, dunkler als der Körper, von keinem Windzug bewegt.
Dennoch tat sich an den Haaren etwas.
Die Spitzen zitterten plötzlich. Zuerst nur an einer Seite, aus der das

Licht kommen würde. Dort bewegten sich die Haarspitzen wie von einem Lufthauch getroffen.

Immer näher rückte die Zeit.

Der Mond wanderte weiter.

La Luna würde erwachen…

***

Wir waren gegangen, und mir wurde beinahe schmerzhaft das Bild des Mondes oben am Himmel bewußt. Er sah so aus, als hätte er sich von dem übrigen Teil der großen Welt verabschiedet und wäre nur darauf bedacht, einen bestimmten Flecken Erde, den, auf dem wir uns aufhielten, zu bescheinen. Wir alle wußten - Absalom möglicherweise ausgeschlossen -, daß in diesem Erdtrabanten eine Kraft steckte, der auch Menschen nicht entfliehen konnten. Viele Erwachsene - Kinder weniger - litten während der Vollmondphase unter Schlafstörungen und Alpträumen. Auch ich hatte mich hin und wieder schlaflos im Bett herumgewälzt, aber diese Folgen waren gering im Vergleich zu denen, die die Kraft des Mondes auf Schwarzblüter ausübten, denn diese Wesen »lebten« davon.

So war der Mond in erster Linie für Vampire und Werwesen ein unerschöpflicher Kraftspender, der ihnen die Gelegenheit gab, durch die Nacht zu streifen, um Beute zu suchen.

Wir alle fühlten uns unter der Kraft dieses Mondes nicht wohl, das sah ich an den Gesichtern.

Wir sprachen nicht darüber, denn vor uns zeichneten sich tatsächlich die Umrisse eines Gebäudes ab, das so gar nicht zu den anderen Häusern passen wollte.

Es sah tatsächlich aus wie ein Turm, bei dem das Fundament vergessen worden war.

Er stand einfach da.

An den Seiten ragte er normal senkrecht in die Höhe. Erst dort, wo das Dach anfing, begann auch die Kuppel, und sie lief von mehreren Seiten her einem Mittelpunkt entgegen, der allerdings abgeflacht war und keine Spitze zeigte, wie es bei Kirchtürmen sonst der Fall war. Das mußte schon etwas zu bedeuten haben.

Suko hatte seine kleine Leuchte eingeschaltet und den Strahl direkt nach vorn gerichtet. Er malte dort einen Kreis, wo er unterbrochen war, auf die Mitte einer Eingangstür, von der wir hofften, daß sie nicht verschlossen war.

»Das ist er«, flüsterte Absalom. »Das ist dieser komische Turm, den Sie Krypta nennen. Ich habe mich nicht getraut, ihn zu betreten, obwohl ich normalerweise ein sehr neugieriger Mensch bin, aber dieses Bauwerk flößt mir irgendwie Angst ein.«

Es war verständlich. Sensible Menschen konnten Platzangst darin

bekommen, denn sosehr wir auch schauten, ein Fenster oder eine ähnliche Öffnung war im Mauerwerk nicht zu entdecken. Die Steine schlossen einfach fugendicht.

Es gab eben nur die Tür!

Shao streckte ihren Arm und auch den dazugehörigen Zeigefinger aus. »Sie ist darin«, sagte sie leise. »Ich spüre, daß sich La Luna dort aufhält, wie auch immer.«

»Eine Leiche?« fragte Absalom.

Wir hoben die Schultern, und das war keine Ausrede, denn genau konnten wir es auch nicht sagen.

Suko nickte. »Dann laßt uns mal schauen.«

Ich drehte mich noch einmal um, denn ich dachte daran, daß Zebulon versprochen hatte, zusammen mit Emily hier zu erscheinen. Bisher hatten wir von ihm nichts gesehen. Da ich ihm voll und ganz vertraute, konnte ich mir seine Verspätung nur mit einem anderen Plan seinerseits erklären.

Suko wollte es kurz machen und setzte sich als erster in Bewegung. Absalom schaute ihm mit einem besonderen Ausdruck im Gesicht nach. »Laßt mich bitte draußen. Wenn ich nach meinem Beruf gefragt werde, gebe ich Lebenskünstler an. Aber die Kunst, um hier zu überleben, ist mir doch zu hoch. Ich möchte deshalb draußen bleiben.«

Wir taten ihm den Gefallen.

Obwohl wir uns erst sehr kurz kannten, hatten wir irgendwo Vertrauen zueinander gefaßt. Absalom wünschte uns viel Glück. Er hatte die Hände dabei geballt und hielt die Daumen in die Höhe gestreckt. Es war das Zeichen des Sieges, und wir konnten nur hoffen, daß er damit recht behalten würde.

An der Tür war Suko stehengeblieben und hatte seinen Kopf zurück in den Nacken gelegt. Der Blick mußte in den Himmel streifen. Wir schauten zu, wie Suko den Kopf schüttelte und dann meinte: »Es sieht so aus, als stünde unser Freund direkt über uns. Als gäbe es nichts anderes zu bescheinen als diese kleine Welt hier.« Er lachte leise. »Ist schon seltsam, aber es kommt mir so vor.«

Shao stimmte ihm zu, um anschließend zu fragen. »Kann das wirklich so sein? Scheint er nur für uns?« Sie lachte über ihre naive Frage. »Nein, das glaube ich nicht. Aber ich bin eben mehr auf die Sonne fixiert. Ihr wißt schon den Grund.«

Wahrscheinlich redete sie, um die eigene Furcht zu unterdrücken. Shao hatte sicherlich nicht vergessen, was ihr widerfahren war. Wie sie vergeblich versucht hatte, gegen dieses bedrückende Gefühl anzugehen, das sie beim Anblick des Mädchens Emily empfunden hatte.

»Soll ich?«

»Ja.« Ich wandte mich noch an Shao. »Jetzt werden wir die Lösung bekommen, denke ich.«

Sie hob nur die Schultern und schaute zu, wie Suko die Tür aufzog und dem leisen Knarren lauschte, das uns entgegenschwang. Es hörte sich an, als wäre jemand dabei, das angenagelte Brett einer Kiste in die Höhe zu stemmen.

Bevor Suko eintrat - er hatte zuvor in die Krypta geschaut - nickte er uns zu. »Sie sieht leer aus. Es scheint sich niemand dort aufzuhalten. Zumindest habe ich keinen gesehen.«

»Spürst du etwas?« flüsterte Shao.

»Noch nicht.«

Er ging, wir folgten ihm. Ich hielt mich als letzter auf und ließ die Tür zuschwingen.

War es dunkel? War es hell? Licht, Schatten? Ich wußte nichts. Im Innern dieser Krypta sah es einfach anders aus. Hier stimmten die Proportionen nicht mehr. Eine gewisse Helligkeit war schon vorhanden, wir entdeckten die Quelle nicht.

An den Wänden hockten die Schatten wie erstarrte Monstren. Der Boden war düster wie schwarzes Wasser. Es gab keine Bänke, keine Stühle, wir sahen auch keine Särge, wie es sich für das Innere einer Krypta gehört hätte, aber wir waren trotzdem fasziniert, denn vor uns, nur einige Körperlängen entfernt, stand der Inhalt dieser Krypta auf einem Podest. Und das mußte eben die Person oder Figur sein, von der auch Emily gesprochen hatte - La Luna.

Ja, sie war es.

Sie war kein Mensch - oder?

Suko lächelte, als er sich zu mir umdrehte. »Wäre ich Mr. Spock, würde ich jetzt sagen: einfach faszinierend.«

»Hör auf!« flüsterte Shao.

Wir wußten schon, wen Suko da gemeint hatte. Es war die nackte Frau, die den Kopf in den Nacken gedrückt hatte, damit sie gegen die Kuppeldecke hoch über sich schielen konnte. Sie war so gut wie nackt. Auch der an ihrer Seite herabfallende rechte Arm paßte zu dieser Starre. Der linke weniger, denn ihn hatte sie angewinkelt und in Höhe der bloßen Brust vor ihren Körper gehalten, wobei die Finger den Griff eines kunstvoll hergestellten Degens oder Säbels umfaßten, dessen Stahl ein kaltes Schimmern abstrahlte. Über den Arm hatte sie zudem einen blutroten Mantel gehängt, der durch seine Faltung mehr wie ein Stück breiter Gardinenstoff wirkte. Die Hand, die den Griff der Waffe hielt, steckte zudem in einem Handschuh, und sicherlich nicht nur ich war von diesem Bild fasziniert, wobei ich mir die Frage stellte, was mit ihr los war.

Lebte sie? War sie tot?

Oder existierte sie gar in einem Reich zwischen Leben und Tod. Es

war alles möglich, denn wir hatten es hier mit einer magischen Kraft zu tun, auf die mein Kreuz allerdings nicht reagierte, denn ich spürte auf meiner Brust nicht das geringste Anzeichen einer Erwärmung.

Die Haltung ihres Kopfes fiel nicht nur mir auf. Shao, die sich an mir vorbeigedrängt hatte, neben Suko stand und seine Hand hielt, flüsterte ihm etwas zu. Ich konnte die Worte soeben noch verstehen. Shao war der Meinung, daß die Person deshalb in die Höhe schaute, weil sie auf der Suche nach dem Licht war.

»Licht?«

»Ja, oben ist es heller.«

Sie hatte recht. Aus der Decke drang tatsächlich ein dünner, sehr schwacher und auch ungemein blasser Schein, und der wiederum konnte nur vom Mond abgegeben werden. Wir hatten also mit unserer Vermutung beinahe recht behalten. Der Mond stand direkt über der Krypta und schickte seinen Schein gegen den Bau. Wahrscheinlich befand sich in der Spitze ein Fenster oder eine Öffnung, die den Schein hindurchließ.

Auch ich ging zu den beiden. Shao stand jetzt zwischen uns. Sie atmete hörbar. Dabei fragte sie:

»Ist sie tot?«

»Es sieht so aus«, murmelte ich.

»Daran kann ich nicht glauben.«

»Aber sie bewegt sich nicht«, murmelte Suko.

»Ich werde sie anfassen!«

Shao schaute mich erschreckt an, Suko aber nickte. Sicherlich hatte auch er mit dem Gedanken gespielt. Wenn es sein mußte, wollte ich so schnell wie möglich mein Kreuz erreichen. Deshalb wechselte es seinen Platz. Ich ließ es in der Tasche verschwinden.

Bis zu dieser Statue war es nicht weit. Ich hatte den Eindruck, als würde La Luna auf mich warten.

Da sie auf einem Podest stand und sowieso nicht zu den Kleinsten gehörte, mußte ich, um in das Gesicht sehen zu können, an ihr hochschauen.

Ich blickte gegen ihr Kinn, sah den Schwung des Halses und stellte auch fest, daß ihre Figur perfekt war, eben wie geschaffen von der Hand eines Künstlers.

Sie stand da. Einfach nur so. Aber so simpel war es nicht. Mich störte etwas. Nur wußte ich nicht, was es war. Warum stand sie da und hatte den Kopf zurückgelegt.

La Luna, der Mond. Sie wartete auf den Mond, sie wartete auf den Schein, der durch die Öffnung hoch über ihrem Kopf floß und sich auch verteilte. Ich konnte mich irren, aber es war durchaus möglich, daß sich der Schein in den letzten Minuten intensiviert hatte, als wäre der Mond mit seinem Licht bewußt näher an das Ziel, die Krypta,

herangeschoben worden. Deshalb wandte ich den Blick auch von der Figur ab und trat zwei kleine Schritte nach rechts, wo ich einen störungsfreien Blickwinkel bekam und in die Höhe schauen konnte.

Das Dach war da und die Öffnung ebenfalls.

Glas, helles Glas, aber nur deshalb, weil es von außen bestrahlt wurde.

Es war eben das Licht des Mondes, und es sammelte sich innerhalb des Fensters, wurde aber noch nicht zu stark gebündelt, sondern fiel noch als relativ breiter Teppich gegen die Gestalt. Für mich sah es so aus, als hätte jemand über dem Glas eine Lampe angezündet, die mit vergehender Zeit immer heller strahlte.

Da war etwas in Gang gekommen. Ich spürte es nicht nur, ich wußte es sogar, und es würde auch der Punkt kommen, wo sich dann alles veränderte.

Noch war er nicht erreicht.

Ich blieb trotzdem stehen, wartete, wie auch Suko und Shao. Die beiden aber hatten etwas entdeckt, das mir nicht aufgefallen war. »John.« Sukos Stimme erreichte mich als Flüstern.

»Ich habe den Eindruck, daß La Luna lebt.«

»Bitte?«

»Ja, da bewegte sich etwas.«

Ich schaute La Luna an, ohne Sukos Worte bestätigen zu können. »Was bewegt sich denn?«

»Die Haare. Lach nicht, aber es weht kein Wind. Eigentlich ist es unmöglich, daß sich die Haare bewegen, aber du siehst es, wenn du genau hinschaust.«

Suko hatte recht. Es gab einfach keine Öffnungen, durch die der Wind hätte strömen können. Das Mauerwerk der Krypta wirkte wie ein dicker Panzer, als wären sie im Innern eines Fossils gefangen.

Nur über einen Teil der Wände glitt ein Schimmern hinweg, als wären sie mit einem Hauch von Quecksilber bestrichen worden, der nicht weichen wollte. Das aber lag einzig und allein am Licht des Mondes.

Zitterten die Haare?

Ich hatte in dieser Lage große Mühe, mich zu konzentrieren. Überhaupt fühlte ich mich nicht besonders gut in den letzten Minuten. Es mußte mit dem zusammenhängen, was hier zwischen den Wänden lauerte, und Suko hatte recht.

Die Haare zitterten an den Rändern.

Nur ein leichtes, kaum wahrnehmbares Vibrieren, das über die Enden hinwegstrich, als wären da unsichtbare Spinnenbeine, die über die hauchdünnen Strähnen hinwegkrochen. Ich konzentrierte mich nicht zu lange auf dieses Bild, weil ich ganz einfach mehr sehen wollte und mich auch fragte, ob sich dieses Zittern nicht auch auf das Gesicht

noch ausbreitete.
Nein, da war nichts.
Seltsam…
Aber es gab trotzdem eine Veränderung. Ich hatte mich an Suko und Shao wenden wollen, als ich diese Veränderung mitbekam, und sie machte mich sprachlos.
Direkt und hoch über mir ging die Sonne auf!
Dieses Gefühl zumindest hätte ich haben könne, obwohl es in Wirklichkeit nur der Mond war, der jetzt direkt über dem Dach der Krypta stand und seine Strahlung direkt gegen das Ziel brannte.
Ja, er brannte sie.
Das Glas nahm das Licht auf, und diesmal schaffte es das Material auch, den Schein zu bündeln, so daß er wie eine scharfe helle Lanze nach unten brannte und haargenau das Gesicht der Frau erwischte. Für mich war es kein normales Licht, ich verglich es mit Laser und hörte auch ein scharfes Zischen. Es war deshalb entstanden, weil es an einem bestimmten Punkt etwas von der künstlichen Haut weggebrannt hatte. Ein Loch war entstanden, ich sah das wahre Gesicht oder nur einen winzigen Ausschnitt darunter zum Vorschein kommen, doch das Licht hörte nicht auf zu brennen, es stach in die andere Haut hinein - und hinterließ eine Wunde, aus der es rot hervorquoll.
Blut…
La Luna blutete.
Ihr Mund war zu einer großen Wunde geworden. Zumindest mußten ihre Lippen in Mitleidenschaft gezogen worden sein, denn von dort aus strömte das Blut hervor, blieb auch nicht an einer Stelle, sondern rann über die Unterlippe hinweg. Von dort aus bewegte es sich träge in Richtung Kinn und Hals.
Noch immer stach der helle Strahl als scharfes Messer durch das Glas und in das Gesicht hinein.
Es brannte. Er wollte vernichten - oder?
Das Mondlicht hatte es also geschafft, mit seiner Dienerin La Luna Kontakt aufzunehmen. So einfach war die Lösung und doch so kompliziert. Wir drei taten nichts. Wir fühlten uns nur als Beobachter, die darauf warteten, daß es weiterging. Und es würde weitergehen, davon waren wir restlos überzeugt, auch ohne uns zuvor abgesprochen zu haben.
Die Gestalt zitterte.
Diesmal waren es nicht nur die Haare, das Vibrieren verteilte sich über den gesamten Körper. So wirkte auch eine Lokomotive, die den ersten Energiestoß kurz vor ihrem Start bekommen hatte.
La Luna auch?
Würde sie starten, würde sie…?
Ein lautes Zischen lenkte mich ab. Es hörte sich an, als wäre ein

Ventil geöffnet worden, aber es hatte einen anderen Grund. Wahrscheinlich war das Mondlicht jetzt kräftig genug geworden, um endlich sein Ziel zu erreichen.

Es verdampfte die Frau!

Dampf, Nebel; das Zischen wurde zu einem Heulen. La Luna löste sich vor unseren Augen auf und wurde zu einem zitternden und zischenden Geist, der senkrecht in die Höhe jagte und durch das kleine Glasfenster verschwand.

Sie war weg!

Wir standen da und starrten auf das leere Podest…

Absalom hatte gesehen, wie sich die Tür hinter seinen drei Begleitern geschlossen hatte. Bisher hatte er sich noch in der Gewalt gehabt und gut schauspielern können, das aber war nun vorbei. Er drehte sich von dieser Krypta weg, schlug die Hände vor sein Gesicht und taumelte einige Schritte weiter. Er wollte nicht mehr in der Nähe dieses Gebäudes bleiben, vielleicht tat es ihm besser, wenn er es aus einer gewissen Entfernung betrachtete.

In der Nähe des ersten Hauses blieb er stehen. Es gehörte zu den kleineren, und sein Dach war weit nach vorn geschoben worden, so daß es beinahe den Erdboden berührte.

Absalom schaute wieder zurück.

Ein Schauer rann über seinen Rücken, als er das Bild sah. Es war nichts passiert, trotzdem konnte er sich von diesem einmaligen und auch unheimlichen Eindruck nicht lösen, der direkt etwas mit dem Licht des Mondes zu tun hatte.

Der gelbe Erdtrabant war wieder gewandert und stand jetzt direkt über der Krypta. Er schickte seinen Schein als Strahl gegen das Dach, als wollte er es segnen, und es gab keine Wolke, die sich vor das Rund geschoben hatte.

Der Himmel bot in diesem Teil ein Gemälde, das nur aus kalten Farben bestand.

Absaloms Lippen zitterten. Automatisch beschäftigte er sich wieder mit der Frage, weshalb er gerade in diese leerstehende Künstlerkolonie gelockt worden war.

Ein Name war gefallen - Emily. Er hatte in Absalom Erinnerungen geweckt. Natürlich hatte er dieses Mädchen nicht vergessen, eine noch sehr junge Person, die hervorragend malen konnte. Er hatte sie damals sogar als kleines Genie angesehen, hatte mit ihr gesprochen, weil er von ihren Arbeiten fasziniert gewesen war, und er hatte sie auch nicht vergessen können.

So seltsam hatte sie ihn beim Abschied angeschaut, als hätte sie sich jedes Detail merken wollen.

Dann war sein Doppelgänger entstanden. Ein Freund der Ratten. Absalom selbst hatte aus den Zeitungen davon erfahren. Dort hatte er

auch seine Beschreibung gelesen. Daraufhin war er geflohen, nur weg aus seinem Viertel, irgendwohin. Er war hier in dieser Kolonie gelandet und wußte nun, daß es nicht freiwillig geschehen war, denn eine andere Kraft hatte ihn geleitet.

Wieder schaute er hin.

Und abermals durchrieselte es ihn, als wäre sein Blut gegen einen Stromfluß ausgetauscht worden.

Er hatte keine Veränderungen gesehen, aber sie waren da, er spürte sie.

Der Mond!

Es mußte einfach die Kraft des Mondes sein, die ihn so reagieren ließ. Sie wirkte sich auf seine Psyche aus, sie war brutal, sie riß Löcher in ihn hinein. Er hätte nie für möglich gehalten, daß der Mond eine derartige Macht über ihn bekommen könnte. Das war nicht normal, das war alles anders, das konnte er überhaupt nicht nachvollziehen, aber er kam zu einem Ergebnis. Es war nicht gut für ihn, wenn er sich länger dem Einfluß des Mondes aussetzte.

Er wollte weg.

Und er ging rückwärts, den Kopf noch immer so weit angehoben, um die Veränderung am Himmel sehen zu können. Davon konnte er seinen Blick nicht abwenden. Der Kreis dort oben war wie ein Magnet, und er fühlte sich als das Stück Eisen.

Dann hörte er das Zischen.

Er blieb stehen!

Das Zischen blieb nicht, aber etwas anderes geschah, denn plötzlich wurde er geblendet.

Über dem Dach der Krypta entstand ein helles Licht. So hell und grell, daß Absalom nicht hineinschauen konnte. Es war nur kurz zu sehen, aber ihm kam es sehr lange vor. Während er sich unfreiwillig darauf konzentrierte, überfiel ihn ein gewaltiger Strom an fremden Einflüssen und Gedanken, der ihn fast zu Boden schleuderte. Nur mühsam gelang ihm das Heben der Arme, um so die Hände gegen sein Gesicht schlagen zu können. Wenn man sich verbrannt fühlen konnte, ohne mit einem Feuer in Berührung gekommen zu sein, so war dies in diesem Augenblick der Fall. Er fühlte sich verbrannt, er fühlte sich innerlich leer, von zahlreichen Feinden umgeben, die ihn eingekreist hatten und diesen Kreis dichter und immer dichter zogen. Er hatte sich wieder normal hingestellt. Auf seinen Wangen zeigten sich rote Flecken.

Seine Beine gaben nach. Er hatte Mühe, auf den Füßen zu bleiben. Zum Glück konnte er sich an der hölzernen Hauswand abstützen. Tief atmete er ein und aus. Allmählich nahm der andere Einfluß ab.

Absalom war wieder er selbst, und er konnte auch denken.

Es war etwas geschehen!

Ein Ereignis, das ihn unmittelbar berührt hatte. Es war über ihn gekommen wie ein plötzlicher Regenguß, und es würde lange dauern, bis er wieder trocken war.

Er hob den Blick.

Die Krypta stand noch dort. Auch der Mond war vorhanden. Sein gelbes Auge glotzte direkt auf das Gebäude nieder. Nichts hatte sich verändert, gar nichts. Es war alles so geblieben, alles… und…

Eine Bewegung!

Sie störte ihn. Er hatte sie nicht einmal direkt gesehen, sondern sie nur am Rande wahrgenommen.

Praktisch aus dem Winkel seines rechten Auges, aber sie hatte ihn erschreckt.

Absalom riß den Kopf herum.

Und was er dann sah, das ließ ihn an seinem Verstand zweifeln.

Absalom tat, was er lange nicht mehr getan hatte. Er schlug hastig ein Kreuzzeichen…

***

Emily lächelte. Das Lächeln blieb auf ihrem Gesicht für eine gewisse Weile, und sie lächelte auch gegen die verschlossene Tür, denn die drei Besucher waren verschwunden.

Einer aber war geblieben.

Zebulon, ihr Freund.

Er stand am Fenster, sein breiter Rücken verdeckte die Scheibe. Noch immer behielt er den Helm auf, das Visier war in die Höhe geklappt, und seine Augen schauten das Mädchen mit einem sehr ernsten und prüfenden Blick an.

»Bist du jetzt zufrieden?«

Sie nickte.

»Du hast sie nicht gemocht?«

»Nein, nein. Ich hätte sie am liebsten getötet. Ich war soweit. Ich habe sie malen wollen. Ich hätte sie entstehen lassen können, um sie dann durch den Doppelgänger zu töten. Aber es ist nicht dazu gekommen, sie haben es bemerkt.«

Zebulon machte ihr keinen Vorwurf. »Es war also wie bei deinen Eltern - oder?«

»Nein, nein, ganz anders. Hier habe ich überlegt. Ich habe richtig gehandelt und nicht spontan. Das habe ich bei meinen Eltern getan. Sie haben nicht mehr an mich geglaubt, sie wollten mich nicht. Sie haben auch nicht an sie geglaubt.«

»Du meinst La Luna!«

»Ja, die Göttin, die Mondgöttin, die Malerin, die mich so herrlich beschützt hat. Sie hat mir geholfen, sie hat mir erst die richtige Kraft gegeben, und sie war immer bei und in mir. Das habe ich genau

gespürt. Sie kann nicht tot sein. Es muß einfach noch etwas von ihr geben, glaube ich.«

»Hast du sie je gesehen, als sie noch lebte?«

»Nein, nie. Ich habe nur mal von ihr gehört. Sie soll tolle Mondbilder gemalt haben. Man sprach davon, daß es ihr gelungen war, die Schattenkraft des Mondes einzufangen, und das ist doch auch etwas. Das hat noch keiner geschafft.«

»Stimmt.«

»Sie hat mich in meinen Träumen mit auf die Reise genommen, und da haben wir uns auch getroffen.« Emily sah plötzlich glücklich aus. »Erst war es nur ein Traum, dann aber bist du zu mir gekommen. Dann warst du leibhaftig hier, so wie jetzt. Ich habe immer von einem großen Freund gesprochen, aber es hat mir keiner geglaubt. Sie haben mir zwar alle zugestimmt, aber niemand glaubte es so richtig.«

»Du magst mich?« fragte Zebulon.

»Sehr.«

»Du magst auch La Luna?«

»Und ob.«

»Sicherlich wirst du sie sehen wollen, denke ich.«

»Darauf warte ich.«

»Dann sollten wir zu ihr gehen.«

Emily bewegte ihren Mund, als würde sie etwas kauen. Im Moment kam sie noch nicht zurecht und mußte zunächst über den Vorschlag nachdenken, mit dem sie zwar gerechnet und den sie auch erhofft hatte, wobei sie aber nicht in der Lage war, ihn zu realisieren. Es war ihr einfach zuviel dazwischengekommen.

»Glaubst du mir nicht?«

»Doch, Zebulon, doch, ich glaube dir. Wem würde ich denn sonst glauben können?«

»Das meine ich auch.«

»Und… und… du weißt, wo sie sich aufhält?«

»Ich habe Kontakt mit ihr.«

»Dann sag es bitte«, flüsterte sie. »Sag es mir jetzt, damit ich mich darauf einrichten kann. Ist es weit von hier? Müssen wir lange reisen, soll ich etwas einpacken?«

Zebulon lächelte, als er von diesen Aktivitäten hörte. Dann schüttelte er den Kopf. »Nein, wirklich nicht. Du brauchst nichts zu packen. Du kannst alles lassen, wie es ist.«

»Wo steht sie denn? Wo ist sie?«

»Nicht einmal weit von hier. Hast du sie schon einmal gesehen?«

Emily schloß die Augen. »Ja, im Traum. Ich habe sie im Traum gesehen. Sie ist eine wunderschöne Frau gewesen. Sie hatte so herrlich lange Haare, sie war richtig toll, aber dann gab es Träume, da hat sie sich nicht bewegt, da war sie wie eine Gefangene, denn sie hat in der

tiefen Dunkelheit eines Hauses gestanden.«
»Das hat sie so gewollt.«
Das Mädchen öffnete die Augen. »Wieso hat sie das denn so gewollt? Was soll das bedeuten?«
»Sie hat sich mit einer magischen Glasur bestreichen lassen. Es befand sich die Kraft des Mondes darin, und es ist allein das Mondlicht, das sie am ›Leben‹ hält. Mal stark, mal schwach. Immer dann stark, wenn der Mond rund ist und wie in dieser Nacht so kräftig leuchtet. Dann ist auch La Luna wieder mächtig.«
»Das wußte ich noch nicht.«
»Ist nicht schlimm. Komm zu mir.«
»Was dann?«
»Werden wir reisen?«
Diese schlichte Antwort sorgte bei Emily schon für gewisse Probleme. Unter dem Begriff Reisen hatte sie sich bisher immer etwas anderes vorgestellt. Da stieg man in ein Auto, in einen Zug oder auch in ein Flugzeug. Ihr Freund aber stand am Fenster und streckte ihr nur die Arme entgegen.
Aber es war nicht irgendwer, der es tat. Es war Zebulon, ihr Traummann, und sie konnte ihm vertrauen. Emily wollte ihre Malutensilien ebenso mitnehmen wie die Schere, dagegen aber hatte ihr Freund etwas, und so ließ sie die Dinge im Zimmer zurück.
Starke Arme umfaßten sie. Für einen winzigen Moment zitterte das Mädchen. »Geht auch alles gut?«
»Natürlich.«
»Aber…« Emily kam nicht mehr dazu, eine Frage anzuschließen, denn ihre Umgebung hatte sich verändert. Sie beide befanden sich nicht mehr im Zimmer. Sie waren durch die Wand oder durch die Scheibe des Fensters geglitten, und beide spürten den Atem der Nacht, wobei der Mond sie aus seinem gelben Auge beobachtete.
»Schließ deine Augen!«
Emily gehorchte.
Der Druck um sie herum verstärkte sich. Sie hörte ein Rauschen, ein leises Pfeifen, sie spürte auch einen Ruck - und dann nichts mehr. Bis zu dem Zeitpunkt, als sie die Augen wieder aufschlug und sich in einer anderen Umgebung sah.
»Wo sind wir hier?« So lautete ihre erste Frage.
»Bei La Luna«, erwiderte Zebulon…

***

Stimmte es wirklich? Waren sie tatsächlich dort gelandet, wo sich auch La Luna befand?
So richtig glauben konnte sie es nicht, deshalb schaute sich Emily auch um, gab aber acht, immer sehr dicht bei ihrem großen Freund zu

sein, der seine Flügel zusammengelegt hatte und nun wirkte wie ein normaler Mensch, allerdings verkleidet.

Häuser standen um sie herum. Sie sahen leer aus, aber so wirkte wohl alles in der Nacht. Nur brannte hinter keinem Fenster Licht, sie hörte auch keine Stimmen, es war sehr still, und nur der Mond schickte sein Licht über die stille Landschaft.

Da war es wieder.

Der Mond!

Sie sah ihn, und sie freute sich, daß er sie nicht im Stich gelassen hatte. Der Mond war für sie etwas Wunderbares, etwas Phantastisches und auch etwas, an das sie sich klammern konnte, bisher hatte er stets für ihren Schutz gesorgt.

»Wo müssen wir hin?« wollte sie wissen, nachdem sie sich die Kehle freigeräuspert hatte.

»Wir werden hier durch den Ort gehen und unser Ziel bald erreicht haben. Es ist ein besonderes Haus, und es ist nur für sie gemacht, verstehst du?«

»Ein Grab?«

»So ähnlich. Man nennt es Krypta, obwohl ich glaube, daß es keine Krypta ist.«

»Dann lasse ich mich überraschen.«

»Das soll auch so sein.«

Sie gingen Hand in Hand durch den leeren Ort, der eigentlich kein Dorf war, sondern nur eine willkürliche Ansammlung von Häusern, was Emily letztendlich egal war. Sie wollte nur La Luna sehen, und ihr Freund würde sie zu ihr bringen.

»Mein Gott, da bist du ja!«

Die Stimme erschreckte beide. Selbst Zebulon hatte damit nicht gerechnet. Er blieb stehen und nahm eine gespannte Haltung an, bereit, sofort zu kämpfen.

Es war nicht nötig, denn der Mann, der sich ihnen näherte, sah nicht aus, als wäre er in kriegerischer Absicht hier erschienen. Er machte einen beinahe schon erschöpften Eindruck, zumindest schien er durcheinander zu sein.

»Den kenne ich«, flüsterte Emily.

»Ja…«

Sie nickte heftig. »Ich habe ihn auch gemalt, ich habe ihn auch getötet, als ich das Blatt zerschnitt.«

»Es war dein Werk, das du vernichtet hast. Dies aber ist ein anderer, der echte.«

»Ja, ich denke schon.«

Der Mann war ebenfalls durcheinander. Er war stehengeblieben und schüttelte den Kopf. Dann streckte er den beiden seinen Arm entgegen. »Nein, das ist kein Trugbild. Das… das ist die Wahrheit. Das

muß einfach die Wahrheit sein…«

»Erkennst du mich?« fragte Emily.

Absalom nickte zögernd. »Es war auf der Seine-Brücke. Ich habe dich bewundert.«

»Stimmt. Auch ich habe es nicht vergessen. Du hast Eindruck auf mich gemacht.« Sie deutete gegen ihren Kopf. »Und ich habe alles behalten. Ich habe dein Aussehen in meinem Gehirn gespeichert und habe es abgerufen, als ich es brauchte.«

»Dann hast du einen Killer gemalt. Eine Person, die mit den Ratten gut zurechtkam und…«

»Ja, ich wollte es so.«

»Und wer hat den Killer getötet?«

»Ich!«

Absalom schlug die Hände vor sein Gesicht. Er schüttelte dabei noch den Kopf und keuchte durch eine Lücke zwischen den Handballen hervor. »Ich glaube es nicht, ich kann es nicht glauben, obwohl ich weiß, daß es stimmt.«

Zebulon mischte sich ein. Was vergangen war, das war vergangen. Er wollte die alten Geschichten nicht noch einmal aufrühren und fragte Absalom danach, ob er sich schon in der Krypta aufgehalten hatte.

»Nein, nein, ich hatte Angst. Ich weiß, daß hinter den Mauern etwas lauert, aber die drei anderen sind darin. Und es ist auch dort etwas passiert.«

»So, was denn?«

Absalom deutete mit seinem Zitterarm auf das Dach. »Dort oben. Da ist es geschehen. Da war das Licht…«

Zebulon wollte alles genau wissen, und seine ruhige Stimme blieb nicht ohne Wirkung auf Absalom. Er schaffte es, darüber zu berichten, was er gesehen hatte. Aber er wußte nicht, wie er es einordnen sollte, deshalb auch seine Angst.

»Wird es jetzt vorbei sein?« fragte er zum Schluß.

»Ich fürchte nein«, erwiderte Zebulon, und er hatte es durchaus ernst gemeint…

***

»Das Mondlicht«, flüsterte Shao. »Das Mondlicht hat La Luna geholt. Es hat sie zerstört. Warum?«

Darauf konnte ihr keiner eine Antwort geben, aber mir hatte das letzte Wort nicht gefallen. »Zerstört«, wiederholte ich leise und nachdenklich, »muß sie zerstört worden sein?«

»So sah es zumindest aus, John, oder hast du eine andere Meinung?«

»Ja und nein. Ich denke eher, daß die Kraft des Mondes sie aus unserer Reichweite geschafft hat. La Luna ist eine Mondgöttin. Ihr Beschützer brachte sie in Sicherheit.«

Ich erhielt von beiden keine Antwort. Sie dachten über meine Worte nach, während ich auf das Podest kletterte, den Kopf schief legte und in die Höhe schaute.

Über mir sah ich die Kuppeldecke. Ich sah auch das Loch oder das es ausfüllende Glas, in dem sich zwar Mondlicht fing und es wie eine Lampe aussehen ließ, aber ich konnte nicht erkennen, welchen Weg La Luna genommen hatte. Und wenn ich ehrlich war, spürte ich persönlich nichts von der Kraft des Mondes. Da mußte man wohl eine besondere Beziehung dazu haben, um darauf zu reagieren.

Jedenfalls tat sich dort oben nichts.

Keine Spur von der Person, die sich La Luna genannt hatte und in einer besonderen Beziehung zum Tod stand.

Ich kletterte wieder vom Podest herab, stemmte die Hände in die Hüften und hob die Schultern.

»Nichts, keine Spur mehr. Sie hat es geschafft, uns zu entwischen.«

»Bestimmt nicht grundlos«, sagte Suko.

Shao meinte: »Ich glaube nicht, daß es uns gelingt, sie zu finden. Sie hält sich meiner Ansicht nach nicht in dieser Welt versteckt. Die ist woanders, ganz woanders, daran glaube ich fest. Sie kann gar nicht in dieser Welt mehr sein.«

»Bleibt Zebulon, wenn es stimmt, was du dir ausgedacht hast«, meinte Suko.

»Er müßte schon hier sein!« behauptete Shao.

Um das bestätigt zu bekommen, mußten wir die Krypta verlassen. Wieder knarrte und quietschte die Tür, als Suko sie öffnete. Auch jetzt ging er vorsichtig zu Werk, aber keiner von uns erlebte eine unangenehme oder gefährliche Überraschung, obwohl es nicht ruhig blieb, denn vor uns hörten wir Tritte und sahen auch die Umrisse dreier unterschiedlich großer Gestalten.

Zebulon, Absalom und Emily waren da!

***

Sie hatten sich schon auf dem Weg befunden, um die Krypta zu betreten, das war nun nicht mehr nötig. Wir konnten ihnen einen Bericht geben. Bevor es soweit war, schaute ich mir Emily an. Beim ersten Hinsehen machte sie einen für sie normalen Eindruck auf mich, auch wenn sie Anstalten traf, sich zurückzuziehen, als ich ihr direkt in das Gesicht blickte. Sie schien sagen zu wollen, daß sie auf keinen Fall mit mir sprechen wollte, drehte auch den Kopf zur Seite und flüsterte ihrem Freund Zebulon etwas zu, das ich nicht verstand, wohl aber dessen Antwort.

»Es sind auch meine Freunde, Emily, und Sie werden bleiben. Daran kannst du nichts ändern.«

Sie nickte. »Schon gut, auch du bist mein Freund.«

Zebulon wurde konkret mit seiner Frage. »Was ist geschehen? Erzählt mal.«

»Es gibt La Luna nicht mehr«, sagte Shao.

»Bitte?«

»Der Mond hat sie geholt. Sein Strahl dampfte sie förmlich vor unseren Augen weg.«

Alle hatten die Worte gehört, Emily eingeschlossen. Auf sie hatten die Erklärungen eine besondere Wirkung. Sie fing plötzlich an zu schreien, sie riß sich von Zebulons Hand los, sie raufte sich die Haare und wirkte tatsächlich wie ein kleiner Satan, der einfach nicht mehr still stehen konnte, denn sie trampelte mit beiden Füßen auf dem Boden herum. »Jetzt ist sie weg! Jetzt ist sie weg! Ich kann sie nicht mehr sehen. Sie wird nicht mehr kommen…«

»Sei ruhig, Emily.«

Auf mich hörte sie nicht, nur auf Zebulon, der trotzdem die Krypta besuchen wollte.

»Dann gehe ich mit«, sagte Emily.

»Das kannst du.«

Wir ließen beide zunächst gehen und schauten ihnen nur nach. Als die Tür wieder hinter ihnen zugefallen war, da schüttelte Absalom den Kopf. »Ich habe es noch immer nicht begriffen. Mich hat es hergetrieben, und plötzlich wird meine Vergangenheit durch die Emily wieder lebendig. Ich wollte gar nicht hier sein, aber ich mußte einfach kommen. Was ist das nur für eine Scheiße?«

»Eine große«, gab ich zu.

»Ja, das ist es.« Er wandte sich weiter an mich. »Können Sie mir sagen, weshalb ich mich nicht freue? Warum ich nicht jubele? Ich hätte doch allen Grund dazu oder nicht?«

»Möglich.«

»Aber ich tue es nicht, verdammt! Ich habe weiterhin das Gefühl, daß es noch nicht vorbei ist.« Er ballte die rechte Hand zur Faust und streckte sie mir entgegen. »Es ist eine große Scheiße, ich wiederhole mich da, aber ich komme nicht zurecht.«

»Sie waren ihr erstes Opfer«, sagte Shao.

»Von wem? Von dem Mädchen oder dieser… dieser La Luna?«

»Von beiden.«

Absalom schüttelte den Kopf. »Glauben Sie nur nicht, daß ich jetzt nach einer Erklärung verlange. Nein, die will ich gar nicht haben. Ich will nichts anderes als meine Ruhe.«

»Die werden Sie auch bekommen!« versprach Shao.

»Damit habe ich nicht die ewige Ruhe gemeint.«

»Ich auch nicht.«

Mochte das Gespräch auch hin und her laufen, es brachte nichts ein. Wir würden allein durch Reden zu keinem Ergebnis gelangen. Mich

interessierte vielmehr das Verhalten einer gewissen Emily. Ich war fest davon überzeugt, daß La Luna dieses Mädchen nicht im Stich lassen würde. Sie würde wissen, wer sich in der Krypta aufhielt, und es mußte meiner Ansicht nach zu einer Begegnung kommen.

Ich hatte es plötzlich eilig.

***

Emily interessierte es nicht, ob die Tür hinter ihr zugefallen war oder nicht. Sie kümmerte sich auch nicht darum, ob Zebulon weiterhin an ihrer Seite blieb, sie hatte die unheimliche Krypta betreten und war in eine fremde Welt hineingekommen, die so fremd für sie nicht war, weil sie noch etwas anderes spürte, das sich in diese Welt hineingeschoben hatte wie ein bleicher Streifen.

Es war das Bewußtsein, das Emily empfing. Sie stellte schon nach wenigen Schritten fest, daß ihr die große La Luna noch nie so nahe gewesen war wie in diesem Augenblick, obwohl sie nichts von ihr entdecken konnte und gegen ein leeres Podest starrte.

Aber dort hatte sie einmal gestanden.

Emily ging weiter. Jeder Schritt war ein erneutes Herantasten an ihre große Freundin und Helferin.

In diesem Raum hatte sie sich befunden, auf dem Podest hatte sie gestanden und wahrscheinlich auf Emily gewartet. Ja, auf sie, denn Emily fühlte sich wie jemand, der nach einer langen Abwesenheit wieder nach Hause zurückkam.

Es tat ihr gut, so zu denken, und dieses wunderbare Feeling durchströmte sie wie wohltemperiertes Wasser. Das Gesicht verlor den Ernst, auf ihre Lippen legte sich ein Lächeln. Obwohl sie das leere Podest noch nicht erreicht hatte, streckte sie ihm bereits die Arme entgegen, als wollte sie die dort noch verbliebenen Reste einfach einfangen und in sich hineindrücken.

Ach, es war so wunderbar. Eine Heimkehrerin, die endlich das Tor wieder aufgestoßen hatte.

Zebulon holte sie ein. Er blieb neben ihr stehen und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Was willst du?«

Emily hatte schon weitergehen wollen, jetzt aber riß sie sich zusammen und wies auf das leere Podest. »Ich… ich möchte dorthin«, sagte sie. »Ja, ich möchte da bleiben. Ich fühle mich dort wohl, das weiß ich schon jetzt, wenn du verstehst.«

»Nein, noch nicht.«

»Ich werde sie fühlen können.«

»Aber sie ist nicht da, das weißt du.«

»Stimmt. Doch sie hat etwas zurückgelassen, was ich genau spüre. Es kribbelt in mir. Es ist wie Strom, aber trotzdem anders. Es ist eine Energie…«

»Mondlicht?«

Nach dieser Frage schaute sie hoch zur Kuppel. Noch immer fing sich der Mondschein im Glas der Kuppel, ohne jedoch als scharfer, gebündelter Strahl nach unten gestochen zu werden. »Ja - auch, es gehört einfach dazu.«

»Spürst du sie noch?«

Emily ließ sich mit der Antwort Zeit. Sie schaute sich um und ließ dabei ihre Handflächen am Körper entlang nach unten gleiten. »Sie ist doch überall. In jedem Stein, in jeder Fuge, in der Decke, auf dem Boden und in den Wänden. Sie… sie hat auf mich gewartet, glaube ich.«

»Dann geh hin.«

Von dieser Aufforderung zeigte sich Emily überrascht. »Du… du… meinst das wirklich so?«

»Ja.«

»Willst du mich denn loswerden?«

»Nein, Emily, nein, ich will dich beschützen, aber ich weiß auch, daß du dieses Rätsel einfach irgendwann einmal lösen mußt. Du kannst es nicht dein gesamtes Leben mit dir herumschleppen. So denke ich, und ich glaube, es ist nicht falsch.«

»Ja, Zebulon, das ist die Wahrheit. Beinahe habe ich den Eindruck, als gehörte alles dazu. Zu meinem Leben, zu meinem besonderen Leben. Da stimmst du mir zu, wie?«

»Sicher.«

»Ich habe schon immer besonders gelebt, auch damals noch, als ich meine Eltern nicht mehr wollte…« Sie lachte plötzlich, als wäre der Geist eines bösen Kobolds in sie gefahren, dann ließ sie sich von Zebulon auch nicht mehr zurückhalten.

Der Schattenkrieger drehte sich um. Er hatte die leisen Tritte gehört und sah an der Eingangstür seine Freunde stehen. Absalom befand sich nicht dabei.

Zebulon winkte ihnen zu, sich nicht zu rühren, und sie deuteten ihr Einverständnis durch ein Nicken an.

Emily Craton aber war weitergegangen. Der Schattenkrieger schaute auf ihren Rücken. Für ihr Alter wirkte sie ziemlich klein, aber sie war durchaus stämmig gebaut, eine etwas plumpe, puppenhafte Gestalt, die nun das Podest erreicht hatte und zunächst für eine Weile davor stehenblieb, als wollte sie sich den letzten Schritt noch einmal genau überlegen. Wieder blickte sie in die Höhe. Emily öffnete dabei den Mund. Sie genoß das Mondlicht wie einen Trank.

Es tat ihr gut.

Ihr ging es immer besser.

Schnipp… schnipp… schnipp…

Nur kurz hörte sie das Geräusch in ihrem Kopf, aber sie konnte damit

umgehen, es störte sie nicht mehr. Es war der Anfang gewesen, heute wußte sie es genau. Da hatte der Kontakt begonnen und sich später intensiviert. Alles war in Ordnung, sie würde sich in dieser Nacht einen Traum erfüllen können, und sie wußte plötzlich, daß La Luna nur auf sie gewartet hatte, obwohl sie nicht mehr auf dem Sockel stand.

Den aber betrat das Mädchen.

Einen großen Schritt nach vorn. Dabei das Bein anhebend, dann hatte sie es geschafft.

Tief holte sie Luft.

Sie stand auf dem Steinpodest und bemerkte, daß alles irgendwie anders geworden war. Die Umgebung hatte sich zwar äußerlich nicht verändert, aber es war etwas zurückgeblieben, das ihr La Luna als Erbe hinterlassen hatte.

Emily spreizte die Arme vom Körper weg. Dann drehte sie sich auf der Stelle. Sehr langsam nur, und es sah auch tappsig aus, aber sie brauchte diese Bewegung einfach. Sie gab ihr Kraft, sie war gut, sie empfand es als toll.

Den Kopf hielt sie so zurückgedrückt, daß sie gegen den gläsernen Ausschnitt der Kuppel schauen konnte. Er war nicht sehr groß, aber er reichte ihr völlig.

Das Glas schwamm im bleichen Licht des Mondes. Es kam ihr vor wie ein heller See, auf dem sich die Wellen wie zuckende Streifen bewegten, auseinanderliefen, wieder zusammenkamen und ständig neu variierten. Das Licht hatte sich in silbriges Wasser verwandelt, sie konnte einfach ihren Blick davon nicht wenden, und Emily wußte auch, daß sich La Luna direkt in ihrer Nähe befand.

Sie brauchte nur hinzugreifen, zuzupacken, um sie erreichen zu können.

Aber sie griff nicht zu. Sie wartete. Die Arme angehoben und dem fließenden Mondlicht entgegengereckt. Wenn sie kam, dann nicht durch die Tür, denn La Luna besaß andere Möglichkeiten. Sie konnte sich in einem See aus Mondlicht versteckt halten. Sie war einfach anders als die Menschen.

Sie war selbst Mondlicht, sie war ein Teil dieses Erdtrabanten, sie lebte von und mit ihm.

Jetzt schien er voll. Er versteckte sich nicht mehr. Jeder konnte ihn sehen und genießen.

Besonders Emily, die urplötzlich die Veränderung spürte, als diese über sie kam.

Es traf sie nicht wie ein Schlag, es war auch nicht weit davon entfernt. Sie kam sich vor, als hätte ihr jemand ein hauchdünnes Kleid aus Licht übergestreift, so herrlich sanft, so wunderbar ruhig und weich fiel es nach unten. Sie spürte, wie es an ihrem Körper

entlangglitt und sich ihre feinen Härchen an den Armen aufrichteten. Das Rieseln gab ihr ein gutes Gefühl, sie schwamm in einer sicheren Woge. Sie stellte sich auf etwas völlig Neues ein, und sie wußte auch, daß La Luna dicht bei ihr war.

Sie griff nach ihr!

Das Licht - das Licht! Es war so herrlich, es trug sie, und aus Emilys Mund löste sich ein halblauter Schrei.

Längst stand sie nicht mehr auf dem Podest. Vor den Augen der Zuschauer schwebte sie hoch, eine wundersame Gestalt, eingehüllt und auch durchdrungen vom Licht des Mondes, oder war es der Geist der allgegenwärtigen La Luna?

Es war ihr egal.

Freude tanzte in ihr auf, vermischt mit Jubel. Und jubelnd klang auch ihre Stimme, als sie rief. »Ich komme! Ich komme endlich zu dir…«

***

Ich war bis zu Zebulon gelaufen und wollte auch weiter, aber der Schattenkrieger hielt mich mit einem harten Griff zurück. »Nein, John«, sagte er, »laß sie!«

»Warum?«

»Sie gehört dorthin. Sie ist ein Teil der La Luna. Ich weiß es, ich habe es von Beginn an gewußt.«

»Aber sie ist ein Mensch!« beschwerte ich mich. »Ein Mensch und kein Geist oder strahlendes, mit Magie gefülltes Mondlicht.«

»Das stimmt alles.«

»Und trotzdem soll ich sie lassen?«

»Ja.«

Ich hatte meinen Zweifel, aber ich wollte auf ihn hören. Zebulon kannte sich aus, er war die Traumgestalt, und er konnte in seinen Träumen die Welten durchwandern, die dann plötzlich zur Realität wurden.

Und wir schauten zu, wie das Mädchen langsam mit gestreckten Glieder in die Höhe schwebte, der Kuppel entgegen, wo sich der Ausschnitt befand, diese Lichthöhle, von der sie immer noch wie ein Magnet angezogen wurde.

Und sie verschwand.

Es war kein Klirren oder Brechen zu hören, als sie durch das Glas hindurchglitt. Der Vorgang lief in einer nahezu beklemmenden Stille ab. In dieser alten Toten-Krypta hatten sich die Dimensionen verschoben, hier war alles anders geworden, nicht mehr rational zu fassen, gefüllt mit einer Mondmagie.

Aber das war mir nicht neu. Ich erlebte es fast bei jedem Fall. Nur paßte mir die eigene Inaktivität nicht.

Dann war Emily weg.
Ich atmete schnaufend aus. Auch Suko und Shao ließen ihrer Atemluft freie Bahn. Als ich sie anschaute, stellte ich fest, daß sie ebenfalls nicht gerade glücklich aussahen, denn diese Flucht hatte ihnen auf keinen Fall gepaßt.
Auch die Atmosphäre war wieder eine andere geworden. Man konnte sie als normal ansehen, ziemlich kühl, denn die dicken Mauern schirmten die Hitze ab.
»Sie ist gegangen«, sagte Shao leise, »und ich frage mich, ob es so vorgesehen war.«
Ich fühlte mich angesprochen und deutete auf Zebulon. »Das mußt du mit ihm besprechen.«
Shao schaute ihn an. Sie sah sein Nicken. »Ja, es war so vorgesehen«, gab er zu. »Von Beginn an schon. Die Mondgöttin hat sie gesucht, gefunden und sie zu sich geholt.«
»Aber sie ist auch weg!« sagte Suko.
»Das war ich auch«, murmelte Shao, »als ich mich im Reich der Sonnengöttin aufhielt. Aber ich war nicht wirklich weg. Nicht für immer und nicht für ewig. Das ist es doch.«
»Sie hat recht!« stimmte Zebulon zu.
»Und was sollen wir jetzt machen?«
»Ihr nichts.« Der Schattenkrieger lächelte. »Was noch zu tun ist, werde ich erledigen.«
»Und was ist das?«
»Ihr werdet es sehen.« Nach diesen rätselhaften Worten schob er mich zur Seite, um Platz zu haben.
Er ging auf die Tür zu, ohne daß einer von uns auch nur den Versuch unternahm, ihn aufzuhalten…

***

Kurze Zeit später!
Wir hatten die Kühle der Krypta verlassen, standen draußen und waren ziemlich frustriert. Suko schaute aus der Wäsche, als wäre ihm das halbe Leben verhagelt gewesen. Ich blickte ins Leere und hatte das Gefühl, überhaupt nichts mehr sehen zu können.
Auch Shao sah nicht gerade glücklich aus, nur Absalom machte einen relativ zufriedenen Eindruck.
»Ich frage mich, ob man mich überhaupt noch braucht«, erklärte die Chinesin.
»Wie meinst du das?«
»Das gleiche gilt auch für dich, Suko, und natürlich auch für John. Sind wir nicht überflüssig?«
Suko hob die Schultern, aber auch damit hatte er seine Zustimmung gegeben.

Ich enthielt mich keinesfalls der Stimme. Nur was ich sagte, klang nicht eben überzeugend. »Er hat gesagt, daß er zurückkommen würde. Und ich glaube ihm.«

»Wir auch«, sagte Suko, »aber wie wird Zebulon zurückkehren - und mit wem? Das ist die Frage.«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, daß Emily so sein wird wie immer.«

»Das denke ich auch.«

Ich beteiligte mich nicht an der Unterhaltung, war einige Schritte zur Seite gegangen und schaute gegen den Himmel wie ein kleiner Junge, der bisher die Sternbilder nur in einem Buch gesehen hatte und nun zum erstenmal versucht, sie so zu sehen, wie sie tatsächlich waren.

Aber der Himmel schwieg.

Er gab mir kein Zeichen.

Eine unendliche blaue und tief graue Schwärze, aufgerissen durch kleine, funkelnde Lichtpunkte und durch ein im Verhältnis dazu großes Loch, den Mund eben.

Es bewegte sich nichts am Himmel. Hätte ich die Lichter eines Flugzeugs gesehen, wäre ich schon beruhigter gewesen, aber so entdeckte ich rein gar nichts.

Schweigen, Bewegungslosigkeit, die sich auch auf dem Erdboden fortsetzte, denn außer uns hielt sich niemand in der verlassenen Künstler-Kolonie auf.

Aber es spielte sich etwas ab.

Weg von uns, in einer anderen Dimension, in einem Reich, in das Zebulon mit Leichtigkeit hatte eindringen können, in das er uns aber nicht mit hineingenommen hatte.

Warum nicht?

Zum erstenmal kam in mir der Gedanke auf, daß er ein falsches Spiel mit uns trieb. Ich wollte mit meinen Freunden darüber reden, dazu kam es jedoch nicht mehr.

Die Bewegung entdeckte ich über den Hausdächern. Sie war urplötzlich da, als hätte man dort ein Stück aus der Dunkelheit herausgeschnitten. Es war Zebulon, der wieder in unsere Welt hineintauchte und den Eindruck erweckte, als wäre er nie fort gewesen.

Das allerdings täuschte, denn er war nicht allein. Er hatte den rechten Arm ausgestreckt und hielt sehr locker darin eine zweite Person. War es Emily? Hatte er sie endlich gefunden?

Nein, es war sie nicht.

Er hatte eine andere Person geholt.

La Luna!

Und die legte er direkt vor unsere Füße!

***

Wir schauten nicht ihn an, sondern die Figur, die auf der schmutzigen Erde lag, blutbesudelt war, wobei mir auffiel, daß der Degen und der Mantel fehlten.

Als nackte Statue lag sie regungslos vor uns, die Augen offen, aber leblos. Zebulon gab uns Zeit, die Gedanken zu ordnen, und das brauchten wir auch, denn wir waren so ziemlich von der Rolle.

»Fragt ruhig.«

»Warum sie?«

Er lächelte Shao zu. »Es mußte sein. Sie ist ausgelaugt, sie hat nicht mehr die Kraft gehabt, denn ich habe ihr letztendlich einen großen Gefallen getan.«

»Welchen?«

»Sie konnte nicht mehr die Mondgöttin sein, Freund. Sie war wirklich zu schwach geworden. Wodurch, das weiß ich nicht, und sie hat lange nach einer Nachfolgerin für sich gesucht, die dann an ihrer Stelle in eine ferne Welt eintauchen kann.«

»Also, Emily«, sagte ich.

»Ja, Emily. La Luna hat sie getestet. La Luna war mit ihr zufrieden, auch wenn Emily ihre Eltern getötet hat, aber in anderen Welten existieren auch andere Gesetze und Moralvorstellungen. La Luna hat bekommen, was sie wollte, Emily ebenfalls. Ich denke, daß wir zufrieden sein können, Freunde.«

Da war ich anderer Meinung. »Kannst du dir vorstellen, Zebulon, daß wir es nicht sind.«

»Sehr gut sogar.«

»Wir fühlen uns frustriert.«

»Das ist verständlich, aber was willst du gegen die starken und auch magischen Mondkräfte ausrichten? Ich will euch nicht als schwach bezeichnen, in diesem Fall aber steht ihr auf verlorenem Posten.«

Ich hob die Schultern, ohne es richtig akzeptiert zu haben. »Und was wird aus ihr?« fragte ich, dabei auf den nackten Leichnam deutend.

»Gib acht!« Zebulon bewegte seine Hände. Er berührte damit einen der Knöpfe an seinem Gürtel.

Der Kontakt reagierte so empfindlich wie ein Sensor. Schon nach einer kurzen Berührung schoß ein scharf gebündelter Lichtstrahl aus dem »Auge« des Gürtels hervor. Er bohrte sich mit der Intensität eines Laserbrenners oder einem scharf gebündelten Mondstrahls in die Person hinein.

Er teilte sie.

Der Körper bekam einen Schnitt. Er bestand plötzlich nur aus zwei Hälften, zwischen denen klumpiges Blut klebte. Das reichte Zebulon nicht. Er machte weiter. Er ließ den Strahl über die Person wandern und handelte in diesem Fall eigentlich nicht anders als Emily, wenn sie mit der Schere ihre Blätter zerschnitt.

Auch La Luna starb auf diese Art und Weise, und nicht einmal Reste blieben zurück, denn dieser scharfe Strahl verdampfte alles, auch den letzten Krümel.

Ich drehte die Handflächen nach außen. »Und jetzt gibt es sie nicht mehr?« fragte ich, was in meinen Ohren ziemlich dumm klang.

»Ja und nein…«

»Da - seht!« Absalom hatte gerufen. Er stand etwas entfernt, hatte sich gedreht und den Arm ausgestreckt. Halbhoch hielt er ihn, um über die Dächer der wenigen Häuser hinwegzudeuten.

Wir schauten hin - und staunten!

***

Sie saß auf einem Pferd. Sie hatte ihre Kleidung abgelegt, und beide, Tier und Mensch, wirkten, als wären sie aus dem Mondlicht entstanden, das zu einem festen Körper geworden war.

Um die nackten Schultern hatte Emily den roten Mantel geschlungen, in der rechten Hand hielt sie den Säbel oder Degen, dessen Spitze gegen den Mondkreis deutete.

Sie war nicht einmal weit von uns entfernt, und doch hatte zumindest ich die Idee, daß sie sich in einer anderen Dimension befand und in unsere Welt nur hineinschaute wie durch ein großes Fenster, das die beiden Dimensionen voneinander trennte.

»Sie hat mir den Gefallen getan!« flüsterte Zebulon.

»Wieso?« fragte ich.

»Ich wollte, daß sie sich euch gegenüber noch einmal zeigte. Daß ihr mir glaubt.«

»Die neue Mondgöttin also«, murmelte Shao versonnen. »Es ist kaum zu glauben.«

»In dieser Welt bestimmt nicht.«

Ich schwieg, auch Suko hielt sich zurück. Wir beobachteten beide die Person auf dem Pferd. Es war ein weißes Tier, ein Schimmel und schien ebenfalls aus Mondstaub zu bestehen. In seinem Körper gab es nie Ruhe. Ein nicht enden wollendes Flimmern bewegte sich darin, als wäre dort einiges durcheinandergeraten.

Die neue Mondgöttin kam nicht näher.

Aber sie sah uns.

Und sie winkte uns mit ihrem Säbel zu. Ein Gruß zum Abschied, denn urplötzlich riß sie ihr Tier herum und jagte hoch - ja, wohin denn? Es kam mir so vor, daß sie in den Himmel jagte, weil ich eben menschlich dachte und mein Geist nicht so beweglich war. Es konnte aber auch sein, daß sie von einer anderen Welt verschluckt wurde, von der Mondmagie, wer auch immer.

Ich wußte es nicht.

Wie auch die anderen, mußte ich akzeptieren, daß Emily Craton in

ihrer Welt verschwunden war, daß es auch einen Zebulon nicht mehr gab, denn er hatte sich ebenfalls zurückgezogen, ohne daß es von uns bemerkt worden wäre.

»Und was tun wir?« fragte Shao.

»Wir fahren wieder zurück in die Klinik, wo wir Doktor Prudomme erklären werden, daß er eine Patientin weniger hat, weil sie eben die Nachfolge einer Mondgöttin angetreten hat. Ist das nicht toll?«

»Ja, er wird uns bestimmt glauben.«

Mir war es egal, was er glaubte oder nicht. Der Fall war beendet, okay, aber wie es diesmal gelaufen war, konnte uns einfach nicht gefallen. Denn wer war schon gern frustriert?

Einer war es nicht. Eigentlich der Mann, mit dem alles begonnen hatte. Er kam zu mir. »Wissen Sie, Monsieur Sinclair, ich sehe Ihnen an, daß Sie sauer sind.«

»Das stimmt.«

»Ich bin es nicht, denn ich habe zum erstenmal seit langer Zeit wieder das Gefühl, frei atmen zu können.«

»Das freut mich für Sie«, erwiderte ich und hatte es grundehrlich gemeint…

ENDE des Zweiteilers